

# Der alte Balbeler : Pfarrer Xaver Herzog von Ballwil (1810-1883), und sein Anteil an der Luzerner Publizistik des 19. Jahrhunderts. Teil 1

Autor(en): **Egli, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **98 (1945)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118299>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der alte Balbeler

**Pfarrer Xaver Herzog von Ballwil (1810—1883, und sein Anteil an der Luzerner Publizistik des 19. Jahrhunderts**

Von Elisabeth Egli

## Einleitung

In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1883 starb im Hertensteinhof zu Beromünster Chorherr Xaver Herzog. Im Volke hieß er, nach seiner früheren Wirksamkeit als Pfarrer von Ballwil, der alte Balbeler. Zeitungen und Kalender verschiedener politischer Färbung brachten einen Nachruf auf ihn. Die konservativen Blätter erzählten fast teilnahmslos das Leben eines Mannes, der in Wort und Schrift für ihre Ziele gefochten hatte, die liberalen übersahen seine politische Gegnerschaft, die zum geistlichen Handwerk gehöre, und schmunzelten sogar im Andenken an seine offenherzigen Schriften, die in den Kreisen der höhern Klerisei oft Unwillen erregt hätten. Alle bezeichneten ihn als den volkstümlichen Pfarrer weit und breit und erzählten Schrullen und Anekdoten, die im Luzernervolk heute noch über den alten Balbeler umlaufen. Die jüngere Generation aber hatte ihn bereits vergessen.

Da machte man in jenen Jahren, als Jeremias Gott-helf mit neuer Begeisterung gelesen wurde, den Versuch, dem Emmentaler Pfarrer ein katholisches Gegenstück aus dem Luzerner Seetal an die Seite zu stellen. Der Verlag Räber & Cie. in Luzern veröffentlichte in sechs Bändchen (1913—1921) eine Auswahl aus Herzogs Schriften. Pfarrer Ignaz Kronenberg, selbst ein Beromünsterer, wurde mit der Neuausgabe betraut. Mit feinem Geschmack

griff er aus Herzogs novellistischem Schaffen dasjenige heraus, was bei dem neuerwachten Interesse für Kunst und Dichtung der Heimat wieder Anklang finden konnte. Dennoch war der Erfolg klein, die ausgewählten Werke fanden nur geringen Absatz, und man ließ es bei den sechs Bändchen bewenden. Warum dieser Mißerfolg? — Der Herausgeber hatte Herzogs Schriften willkürlich gekürzt, von zeitgenössischen Anspielungen gereinigt und dabei übersehen, daß Herzog nicht als Erzähler sondern als volkstümlicher Publizist, als Anreger und Verbreiter des katholisch-konservativen Gedankengutes in kirchlichen, politischen, soziologischen und wirtschaftlichen Tagesfragen bedeutend gewesen war.

## I. Herzogs Werdegang

### Ein „Herzig“ aus Beromünster (1810—1824).

Pfarrer Xaver Herzog in Ballwil ging seinem siebzigsten Altersjahr entgegen, als er noch einmal „durch das Gewölk eines halben Jahrhunderts“ zurückschaute in die Zeit seiner Kindheit und mit den neugierigen und spottlustigen Augen des Knaben herumspähte in den Gassen und stattlichen Häusern seines Geburtsortes **B e r o m ü n - s t e r**.<sup>1</sup> Durch den alten Marktflecken schritt er in Gedanken hinauf in den „Freiet“, jenen fürstlichen von Chorhöfen umstandenen Platz vor der Stiftskirche. Der Anblick dieser stolzen Residenz kirchlicher Würdenträger rief in ihm ein Jugenderlebnis wach, das wohl den stärksten Eindruck hinterlassen hatte: als nämlich Bürger und Bauern, die erst noch um den Freiheitsbaum getanzt und ihrem Propst, dem entthronten „Herrn von Münster“, schändliche Liedchen gesungen, nun dem neuernannten

<sup>1</sup> Im Aufsatz „Beromünster vor fünfzig Jahren“. In: Unterhaltungsblatt der Botschaft. Klingnau 1877 Nr. 31—36. Alle unbezeichneten Zitate des Kapitels „Ein ‚Herzig‘ aus Beromünster“ sind diesem Aufsätze entnommen.

Verweser der schweizerischen Teile des Bistums Konstanz ihre Huldigung darbrachten.

„Ich war sieben Jahre alt,<sup>2</sup> als der Probst Göldi, früher Pfarrer in Inwil, als Generalvikar aufgezogen ist, und habe ihn helfen begrüßen und bei dieser Feierlichkeit das erste Kompliment gemacht. Unser Schulherr, der alte Kreuzwirt und Fleckenammann Stauffer, mußte uns der Reihe nach aufstellen zu zwei Seiten, und wie nun viele Kutschen von der Brugg weg kamen, zog ich schon meine lederne Kappe ab und wollte komplementieren, der Schulherr mahnte aber zuzuwarten, bis er es sage, und als endlich die letzte Kutsche kam, da habe ich mit klopfendem Herzen meine Verbeugung gemacht, meinte aber, der Probst sitze nicht in der Kutsche sondern auf dem ersten Platz, auf dem Bock“.

Münster, wie der Flecken bis zum Jahre 1934 hieß, schmeichelte sich mit der Hoffnung, das Erbe von Konstanz anzutreten. Schon im Jahre 1813 hatte eine von den Diözesankantonen gewählte Kommission in ihrem Gutachten erklärt, bei Errichtung eines Bistums in der Mitte der Schweiz dürfte „Beromünster in dem einstmaligen Vororte Luzern als bischöflicher Sitz viele Vorzüge in sich fassen und vielen Schicklichkeiten entsprechen“, deren Herzählung sie als überflüssig erachte.<sup>3</sup> Es war von großem Einfluß auf Herzog, daß er aus seiner Kindheit, die mit den Jahren der politischen Restauration zusammenfiel, das Bild von der wiedererwachenden Macht und Größe der Kirche mit ins Leben hinausnahm. Immer wieder hat er sich zurückgeträumt in die Zeit „vor der Revolution, wo der Propst noch weltlicher Herr war, Stock und Galgen hatte, und wo am Sankt Michaelstag auf allen drei Orgeln musiziert wurde“.<sup>4</sup>

Was neben brausender Orgelmusik jugenderweckend in seine alten Tage hineintönte, das war der dröhnende Hammerschlag aus der Werkstätte seines Vaters. „Ich

<sup>2</sup> Generalvikar Bernhard Göldlin hielt seinen Einzug in Beromünster am 15. Januar 1815 (Ehrentempel II 34 f.). Herzog war damals kaum fünfjährig.

<sup>3</sup> Kothing M., Die Bistumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzischen Diözesanstände von 1803—1862. Schwyz 1863, 51.

<sup>4</sup> Ehrentempel III 4.

weiß noch sehr wohl", erzählt er, „daß wir Kinder zusehen, wie sie Roßeisen schmiedeten, der Vater uns auf die Feilenbank setzte und einen Hauenstiel einsetzte, hinter welchem Sperrstuhlsitz wir sodann dem Spiel der Zyklopen und der feurigen Funken zusahen". Das Haus der „untern Schmitte" steht auf der Sonnenseite der breiten und brunnenumplätscherten Hauptgasse des Fleckens.<sup>5</sup> Das Geschlecht der R ö t h e l i n betrieb hier seit mehreren Generationen das Schmiedehandwerk. Als Jakob Röthelin am Hohen Donnerstag des Jahres 1777 starb, hinterließ er in seinem stattlichen Haus, das er nach dem großen Fleckenbrände von 1764 neu aufgebaut hatte, reiches Besitztum, doch keinen männlichen Nachfolger. Eine alte Verwandte und ein Schmiedegeselle leiteten Hauswesen und Werkstatt und hielten unter den Söhnen des Fleckens, die ihre Rosse auf die Schmiedbrücke führten, schon früh Ausschau nach einem wackern Erben. Am 19. Wintermonat 1787 führte der zweiundzwanzigjährige Adam Herzog aus der obern Winon, der Vater unseres Volksschriftstellers,<sup>6</sup> eine der „Schmitten"-Töchter als seine Braut hinab in die Pfarrkirche zu St. Stephan.<sup>7</sup> In Münster erzählt man sich heute noch, wie die sechzehnjährige Barbara Röthelin,<sup>8</sup> als der Hochzeitszug an einem gefällten Baumstamm vorüberkam, ihrem letzten Kinderspiel nicht widerstehen konnte und im bräutlichen Schmuck leichtfüßig darüberschaukelte.

Für einen jungen Münsterer, der die Achtung seiner Mitbürger erwerben wollte, galt der kluge Satz: „Es muß

---

<sup>5</sup> Das Geburtshaus Xaver Herzogs wurde 1913 mit einer Gedenktafel versehen. (Troxler, Josef, Drei Gedenktafeln. In: Münster-Zeitung. Festnummer zur 71. Jahresversammlung des Hist. Vereins der V Orte. 16. Sept. 1913).

<sup>6</sup> Adam Herzog: geb. 4. Febr. 1765, gest. 21. Jan. 1837.

<sup>7</sup> Familientafeln zu den Stammtafeln des Geschlechtes Herzog von Beromünster. VII Teil. Hieronymus-Linie II. Angefertigt von Josef Wocher-Wey. Hs.

<sup>8</sup> Barbara Röthelin: geb. 13. Okt. 1771, gest. 14. März 1852.

es einer mit den Flecklern halten und doch die Bauern nicht vernachlässigen".<sup>9</sup> Adam Herzog war Bauernsohn und zugleich Abkömmling eines der angesehensten und blühendsten Bürgergeschlechter.<sup>10</sup> Als jüngerer Sohn, der fern vom Vaterhof in der Winon sein Einkommen suchen mußte, hatte er das Schmiedehandwerk erlernt und vermehrte als „Eingeweibter“ das ansehnliche Landgut der untern Schmiede mit seinem Anteil vom väterlichen Erbe.<sup>11</sup> Aus einer Familie von sechzehn Kindern stammend, wurde er selbst wieder Vater von vier Söhnen und sechs Töchtern. Am 25. Januar 1810 verzeichnete Tochter Barbara in der Familienchronik mit großen Buchstaben die Geburt ihres dritten Bruders Franciscus Xaverius Vitalis, den sie selbst am folgenden Tag zusammen mit dem Sonnenwirt Xaver Kopp zur Taufe trug.

Es bedeutete etwas, als ein „Herzig“ geboren zu werden. Wenn der junge Xaver später den Flecken hinauflief bis zum Fuße des Stiftshügels, so konnte er dort einen stattlichen gotischen Bau bewundern mit dem Patriarchenkreuz und dem eingemeißelten Namenszug „Hans hertzvg“ über der Tür. Hensli von Herznach, dessen Vater zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus dem Fricktal eingewandert war,<sup>12</sup> hatte das Haus zum „Hirzen“ errichtet.

<sup>9</sup> Ehrentempel III 2.

<sup>10</sup> Wallimann-Huber, Josef, Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 5. Lfg. 332—337. Beromünster 1937. — Faßbind, Bernhard, Beiträge zur Geschichte luzernischer Geschlechter. Die „Herzig“ (Herzog) von Münster. In: Zeitglocken. 1925 Nr. 16 (20. August). — Brandstetter, Jos. Leop., Die Bürger- und Hintersassengeschlechter von Münster. In: Münsterer-Zeitung. 1914 Nr. 14 (4. April).

<sup>11</sup> Estermann, Melchior, Xaver Herzog, Pfarrer in Ballwil. In Katholische Schweizerblätter. N. F. 2 (1886) 536.

<sup>12</sup> Estermann, Melchior, Herzog a. a. O. — Herznach liegt im Bezirk Laufenburg. Das habsburgische Dienstmannengeschlecht, das sich nach der dortigen Burg benannte, ist früh ausgestorben. (Merz, Walter, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau. I 234.).



**Der alte Balbeler - Pfarrer Xaver Herzog von Ballwil**





Er saß im Rate des Propstes und bekleidete viermal die Ammannswürde. Aus seinem Geschlechte ist bis auf den heutigen Tag eine große Anzahl Geistlicher und Gelehrter hervorgegangen.

In Xaver Herzog aber scheint dennoch das mütterliche Erbteil stärker gewesen zu sein. Von seiner Mutter gilt, was er später von so mancher Mutter sagte: sie war „eine überaus tätige, arbeitsame Frau, die den Vater, das Hauswesen und noch einen guten Teil des Dorfes regierte“.<sup>13</sup> Sie erzog ihre Kinder in strenger Religiosität, kannte alle „abgerufenen Feiertage, . . . das ganze Direktorium samt Proprium“ und prüfte neue Hausleute und Schmiedegesellen zuerst auf den frommen Sinn. Sie empfing die Bauern am Zahntag, „nahm den Säckel heraus und machte ab“, und beim schwierigen Geschäft des Reifaufziehens erschien sie selbst auf der Schmiedbrücke und griff mit kräftigen Armen zu.

Der Vater genoß als Säckelmeister das Vertrauen der Gemeinde, und als Stiftsschenk war er bei feierlichen Anlässen Vorreiter des Propstes und des Stiftes. Bei dieser Gelegenheit mag er sich noch mit dem „Göh“, dem Zopf, herumgeschlagen haben; denn er pflegte später seinen Söhnen zu sagen, „die Revolution habe nichts Gutes gestiftet, als daß sie den Haarzopf und die kurzen Hosen abgeschafft.“ Im Jahre 1821 ernannte ihn der Propst nach altem Kirchen- und Fleckenrecht zum Ammann. Da jedoch die Bürgerschaft das Wahlrecht für sich selbst beanspruchte, lehnte Adam Herzog die Wahl ab.<sup>14</sup> Damals verspürte der kleine Xaver die erste Begeisterung für den Kampf der Kirche um ihre Vorrechte, dem er sein ganzes Leben widmen sollte.

„In Münster, mehr als in Wien und Berlin, ist einer übel dran, wenn er es mit dem Klerus nicht kann. Es spielt sich da auf einem

---

<sup>13</sup> Melancholiker 28.

<sup>14</sup> Beromünster vor fünfzig Jahren. Abdruck in: Heimatkunde des Michelsamtes. 1942 Nr. 8/9. Fußnote 65.

kleinen Raum die ganze Kirchen- wenn nicht Weltgeschichte ab, der Kulturkampf — man kann sagen — in einer Nußschale, indem der Flecken den Staat, das Stift die Kirche vorstellen tut“.

Herzog spottete in alten Tagen schonungslos über das kleinbürgerliche politische Selbstbewußtsein der damaligen „Fleckler“:

„Münster hat anno 1814 als Munizipalort einen Ratsherrn oder gar zwei erhalten, und wenn mein Götti, der Sonnenwirt mit dem Haarzopf, auf seinem Schimmeli unten durchtritt, so hat es geheißen: es wird wieder Großer Rat sein. Du heilige Einfalt!“

Zwar hatte das geistliche Residenzstädtchen schon zur Zeit der Helvetik die Aufmerksamkeit politischer Köpfe auf sich gezogen. Johannes von Müller, der als Hauptort der Republik ein Landstädtchen mit neutralem Territorium wünschte, hat Beromünster dazu auserkoren. Aehnliches plante der Arzt und Philosoph Paul Vital Ignaz Troxler aus Beromünster, der sich mit der Luzerner Mediationsregierung überworfen hatte. Er schickte am 1. Februar 1814 ein Sendschreiben nach Zürich an Seine Exzellenz den Herrn Ritter von Lebzelttern, k. k. österreichischen Minister, und forderte die Ueberwälzung der politischen Vorrechte kantonaler Hauptstädte auf die Munizipalorte.<sup>15</sup> Die Münsterer selbst mißtrauten den Ideen ihres weltberühmten Mitbürgers; sie witterten den Bauernfeind und aufgeklärten Kopf. Herzog bewahrt uns ein gelungenes Porträt jenes Professors der Biedermeierzeit, der den verfeinerten Lebensstil ausländischer Hochschulen mit nach Hause brachte und damit dem breiten Lachen der Bauern zum Opfer fiel.<sup>16</sup>

Die politischen Souveränitätsansprüche der Bewohner von Münster datierten nicht erst aus der Revolutionszeit. Die Bürgerlade enthält die ununterbrochene Reihe von Freiheitsbriefen, die sie jedem neu aufrückenden Propst abforderten. Der Wille und die Fähigkeit zur

---

<sup>15</sup> (Troxler, J. P. V.), Ein Wort bey Umbildung eines Freystaates von Einem seiner Bürger. o. O. 1814. 8/9.

<sup>16</sup> Vgl. Fußnote 1.

Selbstverwaltung wurden stark gefördert durch eine e i n - z i g a r t i g e Sch u l t r a d i t i o n, die bis ins zehnte Jahrhundert zurück reicht und in jedem echten Münsterer einen verdienten oder unverdienten Gelehrtenstolz wachruft.<sup>17</sup> Im fünften Altersjahre saß Xaver Herzog schon auf der Schulbank unter der tüchtigen Leitung Fridolin Stauffers, des Wirts zum „Weißen Kreuz“, und unter dessen Sohn Michael. Die folgenden Jahre der untern und mittlern Bürgerschule absolvierte er unter dem liebenswürdigen Schulmeister Alois Röthelin, dem spätern Stiftspropst, und unter Michael Wohlschlegel, genannt Xander Micheli, einem Dorforiginal, der die „Dozen“ nach Verdienst und Strafe genau verrechnete und sich geweigert haben soll, den Münsterermädchen das Rechnen beizubringen, da sie „ihre tausend Gulden an den Fingern zählen“ können.<sup>18</sup> Herzog hat später gegenüber der liberalen Schulpolitik einen übertrieben rückschrittlichen Standpunkt eingenommen; er argumentierte dabei mit seiner eigenen Ausbildung und vergaß wohl oft, daß er eine Bürgerschule durchlaufen hatte, wie sie damals nicht jedes Dorf besaß.<sup>19</sup>

Von den ältern Brüdern arbeitete Adam in der Werkstätte seines Vaters, Georg war als dreizehnjähriger Knabe durch den unglücklichen Fall von einem Baum ums Leben gekommen.<sup>20</sup> Xavers heiterer und leichtfaßlicher Sinn, von der Mutter geerbt, neigte zum Studium. Mit zwölf Jahren schlüpfte er ins blaue Mäntelchen des Oberschülers und vertauschte die Jais-Histörchen<sup>21</sup> mit Brö-

<sup>17</sup> Estermann, Melchior, die Stiftsschule von Beromünster, ihr und der Stift Einfluß auf die geistige Bildung der Umgebung. Luzern 1876.

<sup>18</sup> Herzog, Alois, Der Xanderjost. In: Münsterer-Zeitung 1910 Nr. 19.

<sup>19</sup> Estermann, Melchior, Stiftsschule a. a. O. 113.

<sup>20</sup> In der Jugendgeschichte eines seiner Helden erzählt Herzog „Jerglis“ Totfall. Götti 18 f.

<sup>21</sup> Die „Schönen Geschichten und lehrreichen Erzählungen“ des Salzburger Pädagogen Aegydius Jais galten in Münster als offizielles Lehrmittel.

ders lateinischer Grammatik. Während des feierlichen Gottesdienstes im Chor maß er dann seine bescheidenen Kenntnisse mit dem ungezwungenen Latein der Intonierenden und glaubte betrübt, er „werde nie so ‚gleitig‘ lesen lernen und darum auch nie ein Kaplan, geschweige ein Chorherr oder Pfarrer werden.“ Die Prämienverteilung am Ende des ersten Schuljahres konnte ihn nicht ermutigen.

„Es war eine große Feierlichkeit bei dieser Austeilung, wo das ganze löbliche Stift, samt vielem Volk auf der Kapitelsstube versammelt war. Schon die Stube selber mit ihrem gemalten Ofen, den herrlichen Tafeln, Porträts berühmter Päpste, die seidenen Vorhänge, die hohen Fenster, die kunstvolle hölzerne Diele und der Umstand, daß sonst die Stube im Jahr nur einmal für die ‚Fleckler‘ oder Bürger aufging, alles das war schon im stande, einen wilden Renommisten, der das ganze Jahr prahlte, das sei ihm ganz gleich um ein Prämium, zu erschüttern . . . . Wenn nun aber der Schulherr, nachdem die letzte Geige ausgetönt, an sein Pult ging und eine Rede las und dann die Spieße kamen und es hieß: ‚Ludwig Troxler accedat‘, und der älteste Choralist auf einer silbernen Schüssel einen goldenen Michelspfennig an blauem und gelbem Bande dem gnädigen Herrn hintrug, der dann dieses Kreuz der Ehrenlegion dem fleißigen, braven Schüler um den Hals hing, welcher sofort allen Chorherren die ‚Schmutzhand‘ gab, und jeder zu ihm sagte: ‚nu, nu, du hast dich brav gehalten‘, ja, da klopfte auch des untern Schmieds Xaver das Herz, und er hätte mögen in Boden hineinkriechen, daß er nicht fleißiger gewesen und jetzt leer heim müsse.“<sup>22</sup>

Doch als tüchtigster Schüler des Sing- und Geigenmeisters Kaplan Lips errang er in den beiden folgenden Jahren das Prämium „Ex arte Musica.“<sup>23</sup>

Das Dorfleben brachte tausend ungewöhnliche und wahrhaft erlebenswerte Ereignisse. Es gab da nach

---

<sup>22</sup> Ehrentempel II 67. — Vgl. dazu das städtische Gegenstück einer Prämienverteilung am Luzerner Gymnasium und Lyceum in den „Lebenserinnerungen von Xaver Schnyder von Wartensee“, Zürich 1887. 34—38. — Herzogs Lehrer an der Stiftsschule waren die beiden Geistlichen Jost Leonhard Stauffer und Dominik Herzog.

<sup>23</sup> Melchior Estermann hat uns einen der beiden Prämien-  
spieße mitgeteilt in: Katholische Schweizerblätter. N. F. 2 (1886)  
762 f. (Spieß-Lobspruch bei der feierlichen Austeilung der Schul-  
prämien).

dem Absterben eines Chorherrn eine „Heerengant“,<sup>24</sup> nicht selten einen öffentlichen Prozeß auf der Gerichtsstube, wo jene Advokaten, die verspielt hatten, das Publikum mit lauten Lamentationen ergötzten, dann wieder eine Rauferei auf dem Freitagsmarkt, die mit Einsperrung im alten Spittel oder mit öffentlicher Schaustellung unter dem Halseisen endete. Von Zeit zu Zeit mahnte eine ungewöhnliche Aufregung an die Vorgänge in der großen Welt. Herzog glaubt sich zurückerinnern zu können bis in sein drittes und viertes Altersjahr, als durch die strenge Inquisition der Spezialkammer Trunkenbolde und Nachtschwärmer zum napoleonischen Kriegsdienst gezwungen wurden. Auch den Durchzug der Oesterreicher und Russen im Jahre 1814 hat er schon staunend miterlebt. Was aber das eigene Bewußtsein nicht mehr erfaßte, erzählte die „unvergeßliche Güllenzille“. Diese alte Jungfer ragte durch ihr Gedächtnis „wie eine Eiche über Tanngrötzli“ über alle jene empor, die die Junkerzeit des Stifts noch erlebt hatten. Durch das vom Papste nie anerkannte Wessenberger Konkordat vom Jahre 1806 war das adelige Stift in eine Emeritenanstalt für alte und gebrechliche Geistliche umgewandelt worden. Als Merkwürdigkeit galt daher bei den Kindern „Chorherr Moser, der erste Bauer, der dem Konkordat den ‚Chuz‘- oder ‚Zobelpelz‘, die 1200 Franken a. W. Einkommen, die acht Klafter Holz und das Kreuz am blauweißen Band verdankte.“ Ueberhaupt erregte das verdämmernde Leben in den alten feierlichen Chorhöfen die Neugierde der spottsüchtigen Jugend. Der junge Xaver besaß einen erstaunlich scharfen Blick für die Eigenarten, Launen und Wunderlichkeiten der ergrauten Herren, und ein halbes Jahrhundert später steht jeder noch deutlich vor seinen Augen.

Wo später in Herzogs Erzählungen die Mägde an einem Dorfbrunnen zusammenkommen und sich Neuigkeiten zutragen, da ist es der plätschernde Brunnen vor der

---

<sup>24</sup> Versteigerung der Habschaft eines Geistlichen.

„untern Schmitte“; und wo Buben und Mädchen einem verliebten Paar einen Streich spielen, tragen sie die Namen seiner Geschwister. Was den zukünftigen Politiker und Soziologen, den volkstümlichen Historiker und Erzähler, was besonders den vortrefflichen Biographen bestimmen sollte, das hat sich schon in den Münsterer Kinderjahren deutlich ausgebildet: der gerechte Sinn für die politische Stellung der Kirche und eine gewisse barocke Freude an ihrer äußern Prachtentfaltung, das Zugehörigkeitsgefühl zu Sippe und Familie, eine fast leidenschaftliche Liebe zum Althergebrachten und die Fähigkeit, mit hellen Augen das Wesen der Mitmenschen zu erfassen.

#### **Zisterzienser, Jesuiten, Zofingerstudenten und Tübinger Professoren (1824—1836).**

Am Vorabend des St. Bernhardstages (20. August) im Jahre 1822 hob der Sing- und Geigenmeister Kaplan Lips den kleinen Solosänger zu sich auf ein zweisitziges Rennwägelchen und führte ihn nach der altehrwürdigen Zisterziensterabtei S t. U r b a n, damit er mit seiner hellen Knabenstimme „auf der Orgel“ aushelfe. Zwei Jahre später, am 13. November 1824, trat Herzog in die erste Syntax der Klosterschule.<sup>25</sup> Während unter dem frühern Abt Karl Ambros Glutz die geistige Kost des „adeligen Instituts“ nur „Herren- und Burgersöhnen“ der Hauptstädte Solothurn und Luzern verabreicht wurde, tummelten sich jetzt auch Bauernbuben im Klosterhof von St. Urban.<sup>26</sup> Hier fühlte sich Herzog sofort heimisch, und er hat in den Jahren des Klostersturms den Vorwurf, daß die allzustrenge Mönchserziehung einer nachträglichen Ausgelassenheit Vorschub leiste, durch die eigenen Erinnerungen an die „süssen Tage des seligen Klosterlebens“ zu widerlegen

<sup>25</sup> Familienchronik Herzog-Röthelin.

<sup>26</sup> Liebenau, Theodor von, Beiträge zur Geschichte der Stiftsschule von St. Urban. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 14 (1898) 174 ff.

versucht.<sup>27</sup> Abt Friedrich Pfluger hatte in seinem Reorganisationsplan des Gymnasiums die traditionelle Pflege der Musik stark berücksichtigt. Der instrumentenkundige Münsterer tat es darin den zwanzig andern Zöglingen unstreitig zuvor.

„Ihrer zwei haben gewöhnlich an ordinären Sonntagen neben einander auf der Orgel zu St. Urban musiziert, der eine hat mit dem Klarinett die erste Stimme oder die zweite Flöte geblasen, während der um zwanzig Jahre jüngere die erste Flöte gepfiffen oder dann, so keine Flöte komponiert war, die zweite Klarinettstimme geblasen. Der Klarinetter war der hingeschiedene Pater Alberic [Schnieper], der Flötenblaser ist der Schreiber hier!“ rühmt Herzog von sich selbst.<sup>28</sup>

Ein gewisses Geltungsbedürfnis und jugendliche Schwärmerei gaben ihm plötzlich den Gedanken ein, Jesuit zu werden. In seiner launigen Weise beschreibt Herzog 1845 in den Briefen an einen fingierten protestantischen Pfarrer und Freund folgendes Freiburgererlebnis:<sup>29</sup>

„In meinen jungen Jahren erging es mir wie jedem zarten, weichen Gemüte; der letzte Eindruck war auch der tiefste und verwischte jeden frühern... Da las ich denn, als ich in St. Urban mehr oder weniger studierte, das Leben des heiligen Jünglings Aloisius, der als Noviz im Jesuitenorden gestorben. ‚Jetzt ist's fertig, du wirst Jesuit' — sagte der jugendliche Genius in mir —, ‚und das nächste Jahr gehe ich nach Freiburg.' Und wenn ich dann mit immer heftigern Schritten allein die langen Klostergänge durchschritt, stellte ich mir meine eigene Heiligkeit in wunderbarem Glanze vor: wie ich nach Indien komme durch Sturm und Schiffbruch, dort die Heiden bekehre, Kirchen baue und Klöster, wie mich die Neubekehrten lieben werden und ich sie auch, wie ich so am besten dem heiligen Namenspatron nachfolgen könne; und dann kommen die Heiden und wollen mich töten, ich bleibe aber standhaft und sterbe den Tod eines Blutzegen Jesu Christi; o Donner! ein Arm von mir oder gar der Kopf wird von meinen Mitbrüdern oder Neubekehrten aufgehoben, nach Europa gebracht, ruht zu Rom in der Peterskirche, und eine kleine Reliquie wird in der Kirche meines Geburtsortes an hohen Festtagen aufgestellt.“

<sup>27</sup> Ehrentempel IV 44.

<sup>28</sup> Ehrentempel III 72.

<sup>29</sup> Briefe 16—19.

Es ist verwunderlich, daß die Münsterer Handwerksleute dieser Schrulle ihres Sohnes so schnell Gehör schenkten. Zwar galt das Freiburger Kollegium als die Hochburg der Jesuitenschulen, doch es wurde von Luzern aus in dieser Zeit selten besucht.<sup>30</sup> Hingegen wurzelte im Landvolk immer noch eine tiefe Verehrung für den hl. Franz Xaver, der im 17. Jahrhundert vom Luzerner Rat zum Stadtpatron ernannt worden war. An einem Herbsttage des Jahres 1825 zog Herzog in Begleitung seines Bruders Adam ins Welschland, „um zu sehen, ob unter burgundischem Himmel die bisher sterbende Pflanze des Genies nicht besser geraten wolle“.

„Abends gegen drei Uhr zogen wir in die Jesuitenstadt ein“, schreibt er aus der Erinnerung. „Beim Präfekten wurden wir gut aufgenommen; aber da die Zimmer auch gar zu ärmlich aussahen und noch kalt dazu, da man gar nicht Miene machte, uns etwas aufzutischen, und... die unerwartete Obligation zur griechischen Sprache<sup>32</sup> mir den Kopf ganz in Beschlag genommen, und zudem mein Professor so gebrochen deutsch sprach, daß ich ihn kaum verstehen konnte, so sagte ich vor der Hand nichts, daß ich wolle Jesuit werden, und zundelte durch die 400 Tritte hinab ins Logis, wo zwei Länder, drei Freiburger und ich miteinander drei Betten hatten;<sup>33</sup> es ist auch aus allen nicht viel geworden. -- Ich hatte schon vier Jahre die lateinische Schule besucht und kam nun erst in die Grammatik und war hier unter dreiunddreißig der Letzte, wie die erste Besatzung ergab; da schaute mich alles an; ich bin auch während

---

<sup>30</sup> Ehrentempel IV 124: „Beide Schulen stunden in keinem Verbands miteinander, und wie ich z. B. vor alten Zeiten auch als Student dort gewesen, waren außer mir unter vielen Deutschen kein einziger Luzerner.“

<sup>32</sup> Die Jesuiten hatten bei der Uebernahme des Kollegiums in Freiburg trotz des Widerstandes des Erziehungsrates auf der Einführung des Griechischen beharrt. (Pfülf, Otto, Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz 1805—1847. Freiburg i. B. 1922, 247.)

<sup>33</sup> Bis zur Errichtung des Pensionats (1827) wohnten ausländische Schüler in Kosthäusern der Stadt. (Pfülf, Otto, a. a. O. 164 f.) Aus Freundesbriefen geht hervor, daß sich Herzog bei Herrn Jungo in der Schmiedgasse eingemietet hatte, wo er den Winter durch tüchtig fror.



dem ganzen Jahr nie über die drei Letzten hinausgekommen,<sup>34</sup> aber auch der Letzte schreitet mit dem Zuge vorwärts. Mein Studieren dort hieß auch nicht viel, ich brachte aber auch gar kein brauchbares Zeug mit mir; denn man machte in Freiburg alles anders und hatte zudem eine Methode, die zu den Lehrbüchern paßte, d. h., beide waren gleich elend... So verging mir Jesuit zu werden immer mehr, ein Martyrer war ich schon; ich sehnte mich heim mit allem Schmerz des Heimwehs und verlebte jenes Jahr ohne fühlbare Zunahme an Weisheit.<sup>35</sup> Am Ende des Jahres, bei der Musterung, das jüngste Gericht genannt, hatte ich endlich das Vergnügen, zum letzten Male ausgehudelt zu werden. Dann zog ich ab,<sup>36</sup> und nahm nichts mit mir als — meine Abneigung gegen die Jesuiten, die aber, weil ganz persönlich, vernünftigen Nachdenken gewichen ist."

In der Erstlingserzählung „Der Beruf" (1857) hat Herzog sein Freiburger Erlebnis dichterisch verwendet und in den Briefen eines Jesuitenschülers das eigene kindliche Unbehagen noch einmal ausgemalt:

„Die Jesuiten sind Leute wie Kosaken,... alle nach einem Schnitt zugeschnitten, alle aufs Haar einander gleich in Gang, Blick, Haltung, alle hager; keinen einzigen hab' ich angetroffen, der nur rote Backen hätte, geschweige ein Gesicht wie unser Herr Pfarrer; sie essen nicht viel und schlafen wenig; dafür arbeiten sie von morgens 4 Uhr bis abends 10 Uhr fast ununterbrochen, alle nach dem gleichen System, in die gleiche Schule strenger Entsagung und völliger Selbstaufopferung genommen... Eine solche Korporation, eine Auswahl des Edelsten, was an Talent und Idealität sich gefunden — das verdient die Bewunderung jedes Jünglings, aber auch den ungeteilten Haß eines jeden und aller, die für den Teufel arbeiten —." <sup>37</sup>

Eine für Herzog zeitlebens charakteristische Abneigung gegen Systemzwang mischt sich in diesen Aeüßerun-

<sup>34</sup> Tatsächlich figurierte er unter fünfunddreißig Schülern der „Grammatik" an viertletzter Stelle und sicherte sich nur in der *Doctrina christiana* einen ehrenvolleren Platz. (*Nomina Literatorum... Sancti Michaelis Friburgi in Helvetia, Mense Septembri 1826. 16 f.*)

<sup>35</sup> Immerhin legte er den Grund zur Kenntnis der französischen Sprache, aus der er später fließend übersetzen konnte. — Der tüchtige Lateinunterricht regte ihn zur Vergil-Lektüre an. Er las die „Aeneis" in der heute fast unbekanntem Uebersetzung des Luzerner Jesuiten Franz Regis Krauer. (*Melancholiker 4.*)

<sup>36</sup> 10. Sept. 1826. (*Familienchronik Herzog-Röthelin.*)

<sup>37</sup> *Beruf 24 f.*

gen mit widerwilliger Anerkennung. Anscheinend kam sein Unbehagen vom Schulbetrieb der Jesuiten her, von der Ueberladung mit verschiedenartigsten Lehrfächern, von der Bespitzelung,<sup>38</sup> zwei Vorwürfen, die in allen zeitgenössischen Anklageschriften schlagwortartig wiederkehren. In Wirklichkeit mögen ganz andere Gründe seine Abneigung hervorgerufen haben. Ausländische Studenten aller Nationen, besonders deutsche, zum Teil aus fürstlichen Häusern, sassen mit ihm auf den Schulbänken.<sup>39</sup> Der Unterschied der Sprache, der Bildung, der Stände, der selbst in der äußern Haltung, in Haar- und Kleidertracht zum Ausdruck kam, erschwerte ein kameradschaftliches Verhältnis. Zum ersten Male befand sich der Luzerner Bauernbub in einer fremden Umgebung. Er schrieb sehnsüchtige Briefe nach Hause und ruhte nicht, bis wieder heimatliche Luft um ihn herum wehte.

Auf Allerheiligen 1826 trat Herzog in L u z e r n „zum dritten- und allerletztenmal“ in die erste Syntax unter Professor Leonz Ineichen, dem spätern Pfarrer von Root. Ineichen war Mitunterzeichner einer Denkschrift, die im Jahre 1821 von den Lyceumsprofessoren Joseph Salzmann, Alois Gügler und Joseph Widmer gegen die Einführung des Fachsystems verfaßt worden war.<sup>40</sup> Herzog, aus einem schlechten Schüler zum „brauchbaren“ Pfarrer geworden, war gewohnt, den eigenen Bildungsgang als mustergültig hinzustellen. Er wurde ein entschiedener Gegner des Fächersystems, das jedem organischen Kopf unnatürlich vorkommen müsse.<sup>41</sup> Damals aber kümmerte er sich wenig um den hitzigen Streit zwischen Troxler und Gügler. Mit seinem Jugendfreund Jakob Kopp aus Beromünster, dem Sohn des spätern Schultheißen,<sup>42</sup> saß

<sup>38</sup> Ebda. 105 ff.

<sup>39</sup> Pfülf, Otto, a. a. O. 164 ff.

<sup>40</sup> Troxler, I. P. V., Luzern's Gymnasium und Lyceum. 104 ff.

<sup>41</sup> Ehrentempel IV 8.

<sup>42</sup> Jakob Kopp (1811—1854), Sohn des Schultheißen gleichen Namens, gestorben als Kriminalrichter in Luzern.

er trotz strengster Aufsicht in den Bierhäusern, und ein Stadtjunker, Peter Pfyffer, lehrte ihn am grünen Tisch im „Freyhof“ die Billardkugel schieben.<sup>43</sup>

„Für ganz besondere Anstrengung des Schuljahres bot eine einzige Vakanz im wein- und freudenreichen Hitzkirch... überreiche Erholung. Da sammelten sie sich, die losgebundenen, oft auch ungebundenen Musensöhne von Ost und West, aus dem fernen Entlebuch, dem benachbarten Freienamte, von Solothurn, Luzern, Muri, Einsiedeln, St. Urban und Münster sogar! Hier galt nur der Student, nicht die Fakultät, nicht insignis, nicht prorsus insignis, nicht das Prämium, weder das goldene noch das silberne, nicht die Theologie, nicht die Medizin oder Juristerei, da galt nicht Fuchs, nicht Bursch, da galt kein reich, kein arm; wer Student war, der zog nach Hitzkirch. Oben in der alten Kommenturei<sup>44</sup> wurde eine Bühne aufgerichtet, ein Bretterschlag bildete das dreiplätziges Parterre, Musik lud von ferne ein, und wer drei Batzen aufbringen konnte, der zog im Herbst Hitzkirch zu, wo Erlachs Tod, die Ritter von Toggenburg, die Schlacht von Sempach, samt einem lustigen Nachspiel, etwa ‚der Trunkenbold‘, von den Studenten aufgeführt wird.“<sup>45</sup>

An der Schlußprüfung des ersten Schuljahres hielt Herzog unter den Mitstudenten rechtschaffen die Mitte; aber im folgenden Jahr erschien er nicht mehr an der Prämienverteilung.<sup>46</sup>

Er hatte im quälenden Zweifel an seiner Berufung zum Priester das Studium aufgegeben und arbeitete seit dem Frühling als Schmiedegessele in der Werkstätte seines Vaters. Der Gegensatz zwischen dem eingezogenen Leben in Münster und dem übermütigen Studententreiben in der Stadt, das ihm, vom Elternhause aus gesehen, noch

<sup>43</sup> Ehrentempel II 90 f.

<sup>44</sup> Die Deutschordenskommende war 1806 durch Großratsbeschuß aufgehoben worden.

<sup>45</sup> Ehrentempel I 48 f. Auf dieser Studentenbühne scheint sich die vaterländische Tradition des Luzerner Jesuitendramas, vermischt mit volkstümlichem Schwankgut, fortgesetzt zu haben. Andere Belege für diese Hitzkircher Spieltradition konnten nicht aufgefunden werden.

<sup>46</sup> Nomina eorum, qui in lyceo et gymnasio lucernensi disciplinis et artibus liberalibus vacant... Anno 1827 (In Syntaxi I.: progressu prorsus egregio); anno 1828. (In Syntaxi II.: ante finem anni abiit.)

viel toller erscheinen mußte, hatte ihn immer nachdenklicher gemacht. Der neue Geist, der seit den Tagen Eduard Pfyffers und I. P. V. Troxlers in vielen Studentenköpfen spukte und immer ungestümer die Geistlichen von den Lehrstühlen des Gymnasiums zu verdrängen suchte, war auch wenig geeignet, die Neigung zum Priesterberufe wach zu halten.

„War ich doch gelehrt“, sagt Herzog, „die Priester mit immer steigenderem Mißfallen zu betrachten, und glaubte ich schon hie und da bei dem eint' oder andern den Dolch zu entdecken, mit dem sie die Freuden der Jugend und das Licht und das Leben der Völker durchbohren! — Ich schämte mich, daß ich einst daran dachte, ihnen nachzufolgen; es kam mir als eine Beleidigung vor, wenn man glaubte, ich werde Theologie studieren.“<sup>47</sup>

Der gesunde religiöse Geist der „untern Schmitte“ gab ihm aber wieder festen Boden unter die Füße. Schon im Herbst nahm er das Studium wieder auf bei Chorherrn Ignaz Staffelbach. Am 3. November zog er mit seinem Vater zum zweiten Mal nach St. Urban, dem „Ziel seiner Wünsche“, wie Schwester Barbara nachdrücklich in die Familienchronik schrieb, wohl in der Ueberzeugung, ihn einst im schwarz - weißen Zisterzienserhabit wieder zu sehen.

Tatsächlich scheint ihn, wie vor Jahren die Jesuitenbegeisterung, damals plötzlich der Mönchsgedanke erfaßt zu haben. Er hielt es für seine Pflicht, sich förmlich los zu sagen von seinem alten Spiel- und Trinkbruder in Luzern. Die Antwort Kopps an den „Kerl“ hinter Klostermauern ließ aber nicht auf sich warten:

„Hast Du denn Deinen albernem Plan noch nicht aufgegeben?“, schreibt er ihm zurück. „Vertrau Dich mir ganz, und lasse keine hypochondrischen Narrheiten in Dir aufsteigen. Glaubst Du ja, in einem Kloster, glaubst Du, nur als Geistlicher je einst glücklich zu werden. Nein, mein Lieber! . . . Gib mir zu, daß Du Dich nicht kennst, daß ich Dich ganz durchblicke. Du bist scheußlich geschulmeistert

---

<sup>47</sup> Einige Pastoral-Briefe zwischen einem jungen Priester und seinem geistlichen Vater. 7. Brief. In: Der Pilger. Einsiedeln 1847 Nr. 2.

worden... Ich sprach über Dich mit Pater Girard, den ich sehr oft besuche. Der fühlt mit mir. Keine Frömmigkeit sitzt Deinem Entschlusse nicht zu Grunde. Es ist entweder das schon Genannte, oder Hoffnung auf Wohlleben. Wie lange kann das dauern? Vergewärtige Dir die ob unserem Haupte schwebenden Revolutions- und Reformationswellen!..."<sup>48</sup>

Der Klosterschüler aber bekümmerte sich nicht um politische und geistige Umwälzungen in der Hauptstadt. Während Jakob Kopp aufmerksam und begeistert die Großratsreden seines Vaters für Trennung der Gewalten und für Verfassungsrevision verfolgte,<sup>49</sup> nebenbei klosterfeindliche Romane las und gleichzeitig eigene und fremde Herzensschwierigkeiten einem Franziskanermönch<sup>50</sup> unterbreitete, saß der Freund weltvergessen im Kirchhof der Zisterziensermönche, auf den Knien das Buch der „Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit“ des Engländers Edward Young.<sup>51</sup> Er schwelgte in Schmerz und Schwärmerei, und ein Glück war es, daß mit der ersten Rhetorik die St. Urbaner Klosterschule schloß und er seine Fortbildung anderswo suchen mußte. Wie sehr aber das Mönchsideal im katholischen Luzernervolk noch lebendig war und was es damals in der Vorstellungswelt eines bildungshungrigen jungen Menschen alles in sich schloß, beweist uns Herzog, wenn er in voller Ueberzeugung schreibt:

„Es gibt wenige junge Leute, gebildetere, nicht gemeinen Schlasses, nicht nur Jünglinge sondern auch Töchter, die nicht in irgend-

<sup>48</sup> Brief Jakob Kopps vom 22. Dezember 1828.

<sup>49</sup> Rede über die Trennung der vollziehenden und richterlichen Gewalt. Von J. J. Kopp, Mitglied des Großen Rates. [29. Januar 1829.] In: Schweizerische Monatschronik. 1829 Nr. 1 (Januar) 1—11.

<sup>50</sup> Pater Girard weilte seit dem April 1828 in Luzern, wo er, ein großer Bewunderer und Anhänger seines Vorgängers J. P. V. Troxler, mit dem Philosophieunterricht betraut worden war. (Daguet, Alexandre, *Le père Girard et son temps*. Paris 1896, II 127 ff.) Wie Troxler unterhielt auch er gute Beziehungen zum Zofingerverein, dessen Mitglied Jakob Kopp im folgenden Jahre wurde. (Beringer, Ulrich, *Geschichte des Zofingervereins*. Basel 1907, I 337 und 420.)

<sup>51</sup> *Melancholiker* 4 f.

einer Periode ihres Lebens, in gehobener Stimmung ihrer Religiösität, bei einer getäuschten Hoffnung, bitterer Erfahrung, bei poetischer, romantischer Anlage, die nicht ans Kloster denken.“<sup>52</sup>

Herzog ist der letzte Schilderer des fröhlichen Studententreibens an der St. Urbaner Klosterschule.<sup>53</sup>

Am 3. Oktober 1829 zog er als Student der zweiten Rhetorik in die neugegründete Bischofsstadt Solothurn. Der gelehrte und weitum geschätzte Professor Franz Josef Weissenbach leitete als Präfekt den Schulbetrieb; der Klassenlehrer aber, Urs Joseph Günther, scheint bei seiner stillen Zurückgezogenheit wenig Einfluß ausgeübt zu haben.<sup>54</sup> In Herzogs Solothurner Erinnerung überwiegt das Andenken an das gesellige Leben in Kost- und Bierhäusern.<sup>55</sup>

Er verließ das Gymnasium zu einer Zeit, als die Schlagworte der Julirevolution unter seinen zwanzigjährigen Freunden in allen Kantonen bereits begierig aufgegriffen und weitergetragen wurden. Bezeichnenderweise war es ein Thurgauer, der sich als erster berufen fühlte, seinem St. Urbaner Studiengenossen die neue Ordnung der Dinge anzukündigen.

„Ohne Dich“, schreibt er ihm am 3. August 1830, „würde ich sicher nicht so lange im Kloster gewesen sein, in denen (sic!) ich — trotz des guten Essens und Trinkens! — halt doch nicht gern verweile; denn solche Zusammenkünfte sind nach meiner Ansicht — wenigstens in unserer Zeit — nicht der Natur gemäß, und darum auch nicht der Gottheit Wille. (Ich wage diese Behauptung im Vertrauen auf Deine freidenkende Seele, die, in sich selbst das ewige Wahre aller Religionen und Menschen aller Zeiten suchend, sich nicht nach den schwachen, eigennützigem und dabei doch gemeinen Begriffen einzelner Menschen richtet). Die katholische Religion ist gewiß schön und edel in ihrer Reinheit, aber nicht die Klöster und

<sup>52</sup> Ehrentempel III 54.

<sup>53</sup> In den Lebensbeschreibungen verschiedener Konventualen. Vgl. Ehrentempel III 72 ff., 126 ff., IV 42 ff. und 132 ff.

<sup>54</sup> Familienchronik Herzog-Röthelin. — Fiala, Friedrich, Geschichtliches über die Schule von Solothurn. V (1881) 55.

<sup>55</sup> Brief Herzogs aus Lausanne vom 2. Oktober 1832. — Stöfeli 61.

pomphaften Mönche. — Aber wo die Freundschaft edler Seelen wohnt, da ist es heimisch — auch in Klostermauern . . . Wie lebt Ihr in dem dunkeln Solothurn? — Ach, wann wird auch in Eurem Collegio die Sonne der Freiheit leuchten? Ist diese doch jedem Menschen bestimmt, und will man die beglückende unterdrücken.“<sup>56</sup>

Dieser Brief widerspiegelt fast in jedem Satz getreu den Geist, wie er in den einzelnen Sektionen des Zofingervereins hochgezüchtet wurde und wie ihn Herzog selbst im Herbst dieses Jahres als Student der Philosophie in Luzern kennen lernte. Was hier — nicht zuletzt von Theologen — an Parolen zum besten gegeben wurde, war ein konfessioneller Indifferentismus, der um der Freundschaft willen sich verpflichtet fühlte, religiöse Schranken zu übersehen.<sup>57</sup> Schon zu einer Zeit, da der Kampf um die neue Verfassung noch nicht auf kirchenpolitisches Gebiet hinüberspielte, sah deshalb die freidenkende Jugend in den Klöstern und ihren Schulen veraltete Institutionen, die der konfessionellen Verbrüderung entgegenwirken. Herzog huldigte bald der gleichen Auffassung. Mit den Freunden der Gymnasialzeit, mit Jakob Kopp und Eduard Schnyder, wurde erneut Brüderschaft getrunken.<sup>58</sup> Schnyder war Präsident der Luzerner Sektion des Zofingervereins. Herzog wurde Mitglied. Auch als die Luzerner mit ihren radikalen politischen Forderungen sich aus dem schweizerischen Verband lösten und am Dienstag nach Pfingsten (12. Juni 1832) in Hitzkirch mit einigen Gleichgesinnten aus Zürich die „Helvetia“ begründeten, machte er voll Begeisterung mit.<sup>59</sup> Im Sommer begab er sich zur

<sup>56</sup> Brief von Karl Hausart. Frauenfeld, 3. August 1830.

<sup>57</sup> Beringer, Ulrich, a. a. O. I 192.

<sup>58</sup> Eduard Schnyder (1812—1853). Späterer Redaktor des „Eidgenossen“; wurde nach dem Freischarenzug von 1844 zu sechs Jahren Kettenstrafe verurteilt, 1846 begnadigt. Nach dem Sonderbundskrieg Großrat und Regierungsrat.

<sup>59</sup> Hübscher, Josef, Die Entwicklung der Zofingia Luzern in den ersten hundert Jahren. Festschrift der Zofingia Luzern. Luzern 1921. 19—22. Mitgliederverzeichnis der Zofingia 1831—1832, der Helvetia 1832—1833.

Vervollkommnung der französischen Sprache nach Lausanne.<sup>60</sup> Er muß sich damals in der Vollkraft seines Burschentums gefühlt haben; denn er schrieb nach Hause:

„Daß die Studio in Münster meine Wichtigkeit fühlen, macht mich zwar nicht stolz, aber gefällt mir doch. Auch in Solothurn beliebte man in Kneipen und unter Studenten zu sagen, ohne mich sei kein Leben mehr. Voilà! der faule Xavier könnte noch einmal Epoche machen. Auch hier bin ich im Stande, unter den Studenten durch meine Einfachheit und ungezwungenen Witz ein gewisses Renommée zu erhalten, an was mir aber wenig liegt; denn die Tage leichtsinniger Jugend und irdischer Eitelkeit sollten jetzt zu verschwinden beginnen, mein Charakter sollte sich befestigen und der Verstand sich an Grundsätze festhalten.“<sup>61</sup>

Im Herbst saß er dann als Kandidat der Theologie zu Füßen Josef Widmers und Melchior Kaufmanns. Doch die Auseinandersetzungen in den Studentenzirkeln beschäftigten ihn mehr als Dogmatik und Exegese. Bei den politischen und wissenschaftlichen Tagungen wurde dafür gesorgt, daß der neueingeführte sogenannte zweite Akt, das „trauliche Beisammensein bei Bier und Gesang“, nicht zu kurz kam.<sup>62</sup> Es klingt daher wenig überzeugend, wenn Herzog in der Rechnungsführung an seine Eltern „um einen Batzen Bier“ aufschreibt — „als letztlich die Sonne so feurig schien“ — dagegen, um seinen Studieneifer zu dokumentieren, für Schreibsand „mehr als 7 Kreuzer Auslagen schwarz auf weiß“, obwohl man „um einen Kreuzer einen großen Korb voll“ haben könne.<sup>63</sup> Wären nicht vereinzelte Briefe vorhanden, wir wüßten wenig über Herzogs damalige Einstellung zum politischen Geschehen. In den Erinnerungen an diese Zeit mischt er sich so unauffällig unter den großen Haufen, daß man kaum entscheiden kann, was er von sich selbst, was er nur von andern berichtet. Denn sein Urteil über die „Sturm- und Drang-

<sup>60</sup> Aufenthalt in Lausanne: 14. August bis 20. Oktober 1832.

<sup>61</sup> Brief Herzogs aus Lausanne vom 2. Oktober 1832.

<sup>62</sup> Beringer, a. a. O. I 168.

<sup>63</sup> Brief Herzog aus Luzern 1833.



Periode" der Dreißigerjahre lautet später wesentlich anders:

„Damals brach die Zeit entzwei“, lesen wir, „die Vergangenheit wurde fluchend verlassen, ihre Türe zugeschlagen und der Zerstörung preisgegeben, indes man eine neue Epoche eröffnete und an der Sonne der französischen Konstitution die Fackel der Freiheit anzündete! Ja, was war das damals für ein Leben in Luzern! Weh' den Junkern und weh' den Aristokraten und allen denen, die nicht jubelten und illuminierten! Natürlich, die Studenten brüllten mit; was wollte man anders machen, Jugend hat keine Tugend, aber liberal mußte man sein, da half alles nichts. Wenn wir auch nichts zu bedeuten hatten, machte man doch Jagd auf uns und suchte unser habhaft zu werden durch Vereine, Deklamation, Gesang, Turnen, Vorlesung, Presse, von oben herab, von unten herauf, links, rechts, in der Schule, unterm Bogen, auf der Reußbrücke, auf der Kapellbrücke, in den Bierhäusern, mit Ausnahme des uralten konservativen Freihofs, in Sempach am Schlachtjahrzeit, bei Zusammenkünften an Turnfesten; denn wenn die Studenten der neuen Freiheit und der Volkssouveränität wenig Kredit verschafften, so gaben sie doch mit der Zeit Advokaten, Aerzte, ja sogar Geistliche, „denn wenn einmal die Geistlichen liberal sind, dann haben wir gewonnenes Spiel!“<sup>64</sup>

Dem verderblichen Einfluß der Studentenschaften leisteten die alten Theologieprofessoren jeden möglichen Widerstand.

„Der Verein stund bei Widmer und Gügler in bösem Rufe, und sie hatten viel zu arbeiten, zu waschen und zu säubern, bis jener Sauerteig aus Guggenbühlers Bierhaus<sup>65</sup> herausgefegt war, wenn allfällig ein Zofinger in die Theologie eingetreten, so sehr waren sie eingenommen gegen katholische Lehrer, wie gegen ihre Lehre, die ganze Hierarchie, oft sogar gegen alles, was katholisch tönte.“<sup>66</sup>

Der Gegenspieler dieser geistlichen Mahner war Eduard Pfyffer. Unter der neuen Regierung vom 30. Januar 1831 war ihm wiederum die Leitung des Erziehungswesens anvertraut worden. Mit gleicher Energie wie zur

<sup>64</sup> Ehrentempel II 69 f.

<sup>65</sup> Johann Guggenbühler von Luzern errichtete 1834 vor dem äußern Weggistor die Bierbrauerei und den Ausschank zum „Löwengarten“. (Weber, P. X., in: Das Brauwesen in der Stadt Luzern einst und jetzt. Luzern 1935, 36 f.)

<sup>66</sup> Ehrentempel III 94.

Zeit der Mediation betrieb er noch immer die Schaffung eines fügsamen Klerus. Um die jungen Theologen dem Einflusse Widmers zu entziehen, drängte er ihnen Stipendien auf und schickte sie an deutsche Universitäten.

Man hoffte „sonderbarerweise, junge Theologen werden im bürokratischen, monarchischen Deutschland freisinnigere, republikanischere Grundsätze sich aneignen als auf dem republikanischen Boden der Heimat, in einer Schule, die nicht bloß von Landeskindern besorgt war, sondern die unter der Oberaufsicht und der Leitung gerade dieser liberalen Herren, wie Amrhyn und Pfyffer, selber gestellt war!“ [sic!] <sup>67</sup>

Ende 1833 ergriff Eduard Pfyffer noch radikalere Maßnahmen. Er schrieb am 12. August von der Zürcher Tagsatzung aus an Amrhyn:

„. . . Ich frage, ob man Widmer und Kaufmann nicht einmal beseitigen könnte? Ohne diese schon so lange nötige Beseitigung ist wahrlich nichts getan. Pfarrer Fuchs in Rapperswil und Burkard Leu in Berlin würden die Abgehenden leicht ersetzen . . .“ <sup>68</sup>

Die Vertreibung Widmers und die Berufung von Christoph Fuchs an seine Stelle als Theologieprofessor erregte Aufsehen in der ganzen Eidgenossenschaft und hatte zur Folge, daß bei Beginn des neuen Schuljahres viele Studenten die Anstalt verließen und die Universität Tübingen aufsuchten. <sup>69</sup> Herzog war unter ihnen.

Es war höchste Zeit, daß er Luzern verließ. Der Geist der Kritik war bereits in ihn gefahren. Es ist verwunderlich, daß sich Herzog mit solcher Selbstverständlichkeit den radikalen Elementen unter der Studentenschaft anschließen konnte. Die Familie Herzog in Beromünster un-

<sup>67</sup> Ebda. IV 147. Vgl. auch Luzernerbieter XVI 126 f.

<sup>68</sup> Abgedr. in: Dommann, Hans, Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828—1838). In: Zeitschrift für Schweizer. Kirchengeschichte. 22 (1928) 106 f.

<sup>69</sup> Da der Bischof den Schülern Fuchsens die geistlichen Weihen verweigerte, wurden durch Großratsdekret vom 8. Mai 1834 die theologischen Vorlesungen vorübergehend eingestellt. Im Sommer 1834 studierten 10 Luzerner an der kath. Fakultät Tübingens. (Löscher, Stephan, Die Anfänge der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1819—1831. Rottenburg a. N. 1938. 47.)

terhielt freundschaftliche Beziehungen zu Josef Leu von Ebersol,<sup>70</sup> und man muß annehmen, daß sie schon in diesen Jahren des politischen Umbruchs seine katholisch-demokratischen Grundsätze teilte und unterstützte. Die politisierenden Studentenverbindungen der Stadt besaßen bei einem großen Teile der Landbevölkerung keinen guten Klang. In der Stadt selbst rückte auf den Schulbänken bereits eine Generation nach, die von sich sagte:

„Man war voll Begeisterung für die Studien; unter dem Einfluß der Ideen, welche die Luft erfüllten, hielt jeder sich verpflichtet, sich zum Dienste des Vaterlandes mit Ernst und Ausdauer vorzubereiten; der kneipende Studentengeist war nicht durch Disziplin von oben, sondern durch eigene gereifte Urteilskraft verpönt und verachtet.“<sup>71</sup>

Die Vertreibung Widmers muß vielen in der Landschaft die Augen geöffnet haben; sie hatten von der neuen Regierung wirtschaftliche Vorteile erhofft und wurden nun in den tiefsten religiösen Gefühlen verletzt.

Auch den jungen Luzerner Theologen wurden die Augen geöffnet, als sie im Tübinger Wilhelmstift einrückten. Der Ruf der Freisinnigkeit, den die katholische Fakultät Württembergs genoß, schien keine Gesinnungsänderungen zu verlangen.

„Die Tübinger waren damals etwas scheel angesehen, man traute ihnen nur halb, nicht weil man gerade an jenen Professoren etwas auszusetzen wußte, sondern weil sie von der Regierung dem Widmer entgegengestellt wurden, weil man annahm, die Herren schicken nur solche hin, die mit ihnen übereinstimmen, und es sei darauf abgesehen, einen andern Geist in die Geistlichkeit zu bringen.“<sup>72</sup>

Das katholische Deutschland hatte seit 1817 in der „Tübinger Schule“ seinen stärksten wissenschaftlichen

<sup>70</sup> Die Großmutter Josef Leus väterlicherseits war eine geborene Herzog aus der Winon (Luzernerbieter III 23). Im Jahre 1829 ist Leu einem Kinde von Pfarrer Herzogs Schwester Clementia Pate gestanden, und 1842 übernahm er auch die Patenschaft für eine Tochter von Pfarer Herzogs Bruder Adam. (Familienchronik Herzog-Herzog und Herzog-Röthelin).

<sup>71</sup> Segesser, Philipp Anton, Erinnerungen. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 6 (1890) 85.

<sup>72</sup> Ehrentempel IV 93.

Rückhalt gefunden. Aber die kirchentreue Geistlichkeit Luzerns hatte ihre Gründe des Mißtrauens. Ein Laie, der aufklärerische und freisinnige Zürcher Bürgermeister Paul Usteri, hatte die ersten Bande zwischen der Schweiz und den Tübinger Professoren angeknüpft als Mitarbeiter ihres vielgelesenen Organs, der „Theologischen Quartalschrift“. Seine regelmäßig eingeschickten Aktenstücke aus der schweizerischen Kirchenpolitik in den Jahren der Bistumsverhandlungen ließen den Eindruck aufkommen, die Tübinger befürworteten den Episkopalismus.<sup>73</sup> Den gleichen Geist witterte sie auch in den Erstlingsschriften des jungen schwäbischen Theologen Johann Adam Möhler, der unter den Tübingern als überragender Kopf die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er hatte im Sinne der deutschen Romantik die Lehrsätze der katholischen Kirche in ihrer historischen und durchaus organischen Entwicklung dargelegt und gegen die Angriffe der benachbarten protestantischen Fakultät verfochten. Aber erst in jahrelanger Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist hatte er sich durchgerungen zur vollen Anerkennung des Primats als einer Eigentümlichkeit der katholischen Kirche.<sup>74</sup> Die Luzerner Theologiestudenten, die im Herbst 1833 dem Nekartal zustrebten, hofften daher, daß man in Tübingen ihren demokratischen Idealen auch auf kirchenrechtlichem Boden entgegenkommen werde. Unklare Begriffe einer von Rom unabhängigen Nationalkirche, womöglich mit geistlichen Parlamenten und der Mithilfe des Landklerus an der Bischofswahl gaukelten auch ihnen vor. Doch sie täuschten sich: vom Geist eines Febronius war nichts mehr zu finden im Tübinger Wilhelmstift.

„Es war lustig zu sehen“, berichtet Herzog, „wie uns jungen Republikanern in den Hörsälen des monarchischen Württemberg die Köpfe gedreht worden sind, so daß wir nach und nach alles ganz anders, aber doch nicht verkehrt, angesehen haben. In jenen Tagen

<sup>73</sup> Lösch, a. a. O. 40 ff.

<sup>74</sup> Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Freiburg i. B. III (1934) 119 und IV (1937) 68 f.

der sogenannten Freiheit war man in Luzern der Versuchung nahe, die Kirche ohne weiteres dem souverän erklärten Volke und seinen Repräsentanten, dem allmächtigen, allgegenwärtigen, allweisen Grossen Rate, zu unterstellen, ihm Inful und Stab anzubieten... Nun glaubte und hoffte man, in Tübingen werde dieser Staatstheologie der Doktorhut aufgesetzt und sie für orthodox, wissenschaftlich und alleinseligmachend gestempelt und anempfohlen, die alte Theologie eines Widmer, Schlumpf, Geiger werde durchgestrichen und es werde mit einem Wort in Tübingen noch liberaler zugehen als selbst in Luzern und Aargau. Statt dessen wurde dort nicht bloß der alte Glaube samt den zehn Geboten und dem Zölibat angenommen und verteidiget, sondern die Kirche, ihre Lehre, ihre providentielle Entwicklung, ihre Leiden und die goldenen Früchte, die von diesem Lebensbaume auf die arme Menschheit herabfallen, wurden einstimmig von allen Professoren den erstaunlichen Republikanern vorgeführt." <sup>75</sup>

In den letzten Jahren hatten sich die Beziehungen zwischen den Tübingern und dem Luzerner Sailer-Kreis gebessert. Der von Schlumpf, Geiger und Widmer herausgegebenen „Schweizerischen Kirchenzeitung“ flossen regelmäßig Nachrichten zu aus der Diözese Rottenburg am Neckar und von ihrer katholischen Fakultät. <sup>76</sup> Mehr und mehr machte sich der Tübinger Einfluß unter dem jungen Schweizer Klerus geltend.

Diesem Einfluß muß hier ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Denn für Herzog wurde der dreisemestrige Aufenthalt an der schwäbischen Landesuniversität ausschlaggebend für das ganze Leben. Bezeichnend für seinen Charakter und für die Richtung, die sein theologisches Denken nehmen sollte, ist sein Urteil über die dortigen Professoren:

„Am meisten wurde man in der Regel von Hirscher angesprochen; seine eigentümliche Manier des Vortrages, seine evangelischen Anschauungen, die warme Darstellung bei aller Unbehülflichkeit im Ausdrucke, ganz besonders eine gewisse Liberalität, sein vermeintliches Anstreifen an Wessenberg, hie und da ein reforma-

<sup>75</sup> Ehrentempel III 19 f.

<sup>76</sup> Lösch, Stephan, J. A. Möhler im Jahre 1834/35. Eine unbekannte Begebenheit aus seinem Leben. In: Theologische Quartalschrift. 106 (1925) 85 f.

torischer Zug wurde von vielen lieber gehört und heimelte sie mehr an als der Eifer eines Möhler, der es wagte, in einer Zeit, wo man die Hochzeit der Katholischen und Evangelischen schon wenigstens proklamieren wollte, die katholische Lehre gleich einer gotischen Kirche der erstaunten Gegenwart vorzuführen. Die Schärfe seiner Dialektik, seine Schonung für die Gebrechen der Kirche, alles das mochte dem Kinde der Zeit weniger Begeisterung ablocken, aber doch wäre nie von einem freiwillig auch nur eine Stunde vernachlässigt worden, und der Eindruck, den er machte durch seine Gelehrsamkeit, seine liebenswürdige Erscheinung, das Interesse, das er dem Schüler für seinen Gegenstand beizubringen wußte, samt dem Glanz, der sich mit seinem Namen schon verbunden hatte, alles das hat bei uns alle Nebengedanken beherrscht, so daß die Liebe zu Möhler eine aufrichtige, allgemeine gewesen ist.“<sup>77</sup>

Während also Möhler durch seine Schriften, durch seinen einfachen und doch tiefsinnigen Vortrag und nicht zuletzt durch seine äußere Erscheinung Schüler und Zeitgenossen mächtig an sich fesselte,<sup>78</sup> gab der praktische Sinn des Schweizers dennoch den Vorlesungen Johann Baptist Hirschers über Moral- und Pastoraltheologie den Vorzug. Auch hat sich Herzog eigentümlicherweise nie als Möhler-, immer als Hirscherschüler bezeichnet. Vor allem Hirschers Reformdrang imponierte dem Beromünsterer, der von Jugend auf mit der Geistlichkeit sozusagen unter einem Dache gewohnt und ihre Schwächen beobachtet hatte. Hirschers praktische Anweisungen zur Katechese waren außerdem leicht faßlich, während Möhlers Ausführungen große Aufmerksamkeit erforderten; „vielfältig hatte man noch mit dem deutschen Dialekt zu kämpfen, und hie und da mangelte die nötige Vorbereitung zu schnellem und ganzem Verständnis“.<sup>79</sup> Herzogs unphilo-

<sup>77</sup> Ehrentempel III 21 f. Herzog hörte auch die Vorlesungen der Professoren Drey und Mack. Zum Urteil des Schweizers bilden die Erinnerungen von P. Bonifaz Gams, eines deutschen Möhlerschülers aus dem Jahre 1834, ein interessantes Gegenstück. (Lösch, Stephan, Johann Adam Möhler. München 1928. I. Gesammelte Aktenstücke und Briefe. 483 f.)

<sup>78</sup> Vgl. Funk, Philipp, Die geistige Gestalt Johann Adam Möhlers. In: Hochland 27 (1929/30) 98—110.

<sup>79</sup> Ehrentempel III 21.

sophischem Kopfe war es unmöglich, Möhlers Auseinandersetzung mit dem deutschen Idealismus<sup>80</sup> in allen Tiefen zu verfolgen; mehr als unbestimmte Pennälervorstellungen von den Systemen Kants, Schellings und Hegels gewann er nie. Wenn er aber als Pfarrer in den Bücherschränken eines geistlichen Kollegen herumstöberte und diese Namen von den Einbanddeckeln ablas, so runzelte er bedenklich die Stirne und beschrieb dann den Verstorbenen als einen ungemein fanatischen Anhänger von Kant,<sup>81</sup> womit er, gestützt auf die Autorität seiner Tübinger Professoren, sagen wollte: er stand nicht mit beiden Füßen auf kirchlichem Boden. Auch Möhlers Vorlesungen über symbolische Theologie, worin er auf Grund der anerkannten Bekenntnisschriften die dogmatischen Gegensätze der christlichen Konfessionen behandelte, fand bei den sonst polemisch gestimmten Schweizern wenig Anklang: man liebte es noch zu sehr, „Freund“ und „Bruder“ ins andere Lager hinüber zu rufen und sich der täuschenden Hoffnung hinzugeben, man kämpfe um gleiche Ziele. Umso begieriger hat Herzog dann auf Möhlers „Symbolik“ zurückgegriffen, als er erkannte, welch gefährlicher Wahn die Fusion der Konfessionen sei, die schließlich dazu führe, schon den Schulkindern „das Affengesicht einer Humanität aufzudrücken, die sich ohne Rücksicht auf Gott herstellen möchte.“<sup>82</sup> Sicherlich hat Möhler Herzogs historisches Interesse, das schon als Heimat- und Vätergabe in ihm wurzelte, noch verstärkt, und er verankerte in ihm die stolze Gewißheit, daß die katholische Kirche gerade kraft ihrer einheitlichen Entwicklung allen modernen Angriffen mit zeitgemäßen Waffen begegnen könne, ohne einen Schritt von ihren Lehrsätzen abzuweichen. Das Kostbarste, was Herzog so aus Tübingen mit ins Leben

---

<sup>80</sup> Adam, Karl, Die katholische Tübinger Schule. Zur 450-Jahrfeier der Universität Tübingen. In: Hochland 24 II (1927) 592.

<sup>81</sup> Ehrentempel III 25.

<sup>82</sup> Zustände 33.

hinaus nahm, hat er wahrscheinlich unbewußt von Möhler empfangen. Als junger Pfarrer kommentierte er mit Feuereifer eine von Hirschers gewagtesten Schriften,<sup>83</sup> aber später griff er lieber zu Möhlers Werken und ließ sich mitreißen von seiner „zarten Begeisterung für die katholische Kirche.“<sup>84</sup> Es ist das Verdienst der Tübinger wie der ältern Landshuter Fakultät, daß die katholischen Theologen nicht mehr mit lebensfremden, abstrakten Vorstellungen ihre Pastoration antraten, sondern aus einer Schule des lebendigen Glaubens neue religiöse Begeisterung in Pfarrhöfe hinaustrugen, die bisher eher Philosophenstuben geglichen hatten als Mittelpunkten einer Kirchgemeinde.

„Das soziale Leben der Schweizer [in Tübingen] bot so mehr oder weniger ein Bild desselben in der Heimat dar: viele Kämpfe und Diskurse, welche vielfältig aller Freundschaft, aller Gemütlichkeit den Todesstoß zu versetzen drohten.“ Während aber die deutschen Burschenschafter an den schweizerischen Hochschulen durch ihre politische Rührigkeit dem Gastland immer unbequemer wurden, verliefen die Diskussionen der Schweizer im Schwabenland in demokratischer Zucht und Verträglichkeit.<sup>85</sup>

In langen Ferienwochen wanderte Herzog hinunter nach Heidelberg, wo er unter der Studentenschaft der juristischen Fakultät manchen Freund hatte und als „fidel Herzig“ oder „Baron von Münster“ wohlbekannt war. Dort war der Geist ein wesentlich anderer als im obern Neckartal. Die Witzwörter der schweizerischen radikalen Blätter, des „Eidgenossen“, des Zürcher „Republikaners“ und des St. Galler „Erzählers“, galten als das Geistreichste, was in politischen Dingen gesagt werden konnte. Man leerte die Gläser auf die Badener Konferenzartikel

---

<sup>83</sup> Vgl. Kapitel „Der Römling und seine Amtsgenossen.“

<sup>84</sup> Luzernerbieter X 71 f.

<sup>85</sup> Ehrentempel III 22 f.



und belächelte mitleidig den religiösen Eifer eines Chorherrn Geiger, der in seiner Schrift „Ueber den Aufruhr“ das Luzerner Volk zum passiven Widerstand gegen die kirchenfeindlichen Verordnungen der Regierung aufforderte.<sup>86</sup> Im Frühling 1835 kehrte Herzog über Würzburg und Frankfurt in die Schweiz zurück — gefolgt von immer dringender werdenden Mahnschreiben der Löwenwirtin zu Tübingen, seine Schulden zu bezahlen.

In Luzern hatten die kirchenpolitischen Gegensätze sich verschärft. Die Regierung setzte eigenmächtig Geistliche von ihren Pfründen ab, ließ bei den mutmaßlichen Führern des „Katholischen Vereins“ Hausdurchsuchungen halten und sie vor Gericht laden. Der Klerus selbst war unter sich gespalten und drückte in Adresse und Gegenadresse an Bischof und Regierung seine Zustimmung oder sein Mißfallen aus. Das Volk zeigte mit Fingern auf die regierungsfreundlichen Geistlichen und verglich sie mit den achtundvierzig Blättern des Kartenspiels, wobei jedem sein Emblem angehängt wurde. Auf Jahre hinaus wehrten sich ledige Pfarreien gegen die Anstellung eines der „Achtundvierziger“.<sup>87</sup> Die päpstliche Enzyklika gegen die Badener Artikel suchte man zu verheimlichen. Eduard Pfyffer, der Hauptinitiant der Konferenz, war zwar gestorben; doch Schultheiß Joseph Amrhyn — „josephinisch kommt her von Joseph A. R.“, erklärt Herzog<sup>88</sup> — leitete die Kirchenpolitik in eigenartiger Doppelstellung als einflußreichster Berater des Bischofs Joseph Anton Salzmann und als Herausgeber einer „Erklärung und Verteidigung der Badener Konferenzartikel“.<sup>89</sup> An der theologischen Lehranstalt, wo Herzog sein letztes Semester absolvierte, unterrichteten zwei Professoren, von denen der eine, Christoph Fuchs,

<sup>86</sup> Geiger, Franz, Ueber den Aufruhr. Luzern o. J. 5 ff.

<sup>87</sup> Ehrentempel II 16 und III 89.

<sup>88</sup> Bilder 9.

<sup>89</sup> Dommann, a. a. O. 22 (1928) 274 f.

durch seine unkirchliche Haltung, der andere, Anton Fischer, durch sein Privatleben in der ganzen Schweiz Aufsehen und Anstoß erregte. Herzog verbrachte diesen Sommer in großer Zurückgezogenheit; denn es begann nun die Zeit, „wo die Welt alle Hoffnungen auf Eroberungen aufzugeben pflegt, da die Kleider nun bereits zu dunkeln beginnen, die Gesellschaft ausgesuchter, der Umgang ernster, der Schritt gemessen, die ganze Haltung eine Protestation der Welt hinüber wird“<sup>90</sup> — und dies trotz der Lamentationen einiger Tübinger, daß „ein so schöner, wohlgewachsener, liebenswürdiger junger Mensch geistlich werden“ solle.<sup>91</sup> Die Errichtung eines Priesterseminars, wie es das Bistumskonkordat und die päpstliche Erektionsbulle von 1828 vorgesehen hatten, war durch die Forderungen der Diözesanstände nach staatlicher Oberaufsicht unmöglich gemacht worden. Deshalb ließ sich Herzog von Chorherrn Joseph Hofstetter in Beromünster in die Liturgie und in den Meßritus einführen.<sup>92</sup> Im Oktober bestand er das Zulassungsexamen mit gutem Erfolg<sup>93</sup> und wurde im folgenden Dezember in Solothurn zum Subdiakon geweiht. Im heimatlichen Nachbardorfe Rickenbach hielt er die erste Christenlehre. Er sprach über das stille Leben Jesu — er, der von Jugend auf Religion nicht zuletzt unter politischen Aspekten betrachtet hatte und bis in die letzten Tage an allen Fragen des öffentlichen Lebens regen Anteil nehmen sollte. Am

---

<sup>90</sup> Ehrentempel IV 124.

<sup>91</sup> Brief aus Tübingen (2. Juni 1835) an „Bero de Münster en Unterschmidten dermalen in der Prediger-Schule in Luzern“, gezeichnet: „Dein ehemaliger Hausbursch“.

<sup>92</sup> Ehrentempel III 36.

<sup>93</sup> Stiftsarchiv St. Leodegar Luzern, Kommissariatsarchiv: Protokoll des geistl. Examinations-Kollegiums 1835/68. 5. Sitzung: 5.—9. Oktober 1835. Herzog wurde in die I. Klasse 2. Abt. (= besonders gut) eingereiht. Pfarrer Georg Röthelin in Neudorf übernahm für ihn den Tischtitel. (Kommissariatsarchiv: Ordinandi ab anno 1830, anno 1835.)

2. Februar 1836 wurde er von Bischof Salzmann zum **P r i e s t e r** geweiht. In der untern Schmiede rüstete man zur Primiz. Am 14. Februar 1836 las Herzog seine erste heilige Messe auf dem Allerheiligentalter der Stiftskirche. Propst Ludwig Meyer von Schauensee, sein Firmpate und geistlicher Vater, lud die Familie zur Feier in die Propstei.

### **Vikariatsidyll und Kaplaneipolitik (1836—1841).**

Es begannen nun auch für Herzog die „drei größten Plagen, die es für einen jüngern Priester geben kann“:

das Kompetieren mit seinen „Mühen und Täuschungen und tausendfachen Verdrießlichkeiten, besonders wo man noch mit Kragen und Mantel M. G. H. U. O. auf dem Rathause mußte vorgestellt und begafft werden, was bis auf die Vierzigerregierung gefordert wurde“, und schließlich das „Bündeln“, gefolgt von der „Hausräuche und ihrer Last und Kosten.“<sup>94</sup>

Die Anfänge wurden ihm leicht gemacht. Chorherr Joseph Widmer, sein früherer Professor in Luzern, führte ihn am 23. April 1836 nach **W o l h u s e n** zu Dekan und Pfarrer Georg Sigrist. Dieser war wie Widmer ein Lieblingsschüler Sailers gewesen. Bevor er aber nach Landshut gezogen, hatte er sich bei Pestalozzi in Yverdon zum Lehrer ausbilden lassen und widmete sich nun neben der Pastoration der Erziehung junger Priester.

Ob sich schon während des Wolhuseraufenthaltes Unstimmigkeiten zwischen Herzog und Pfarrer Sigrist zeigten, läßt sich nicht ermitteln. Nach einem halben Jahre schon suchte der Vikar einen andern Posten. Sigrists politische Ansichten waren offenbar nicht nach dem Geschmack des Tübinger Theologen;<sup>95</sup> besonders wenn man

<sup>94</sup> Ehrentempel III 48.

<sup>95</sup> Bilder 17 f.: „Der Radikalismus stand damals [in den Dreissiger-Jahren] wirklich hier zu Lande in seiner Blüte... Auch das andere Reich neigte sich zum Bruderkusse, wars mit dem Pfarrer nicht zu machen, so hielt der Kaplan her, oder man suchte an dem Vikar etwas zu pfuschen, man machte sich an die Köchin oder be-

bedenkt, wie gründlich Herzog jeweils alte Brücken abzubrechen pflegte, sobald er sich für einen neuen Weg entschieden hatte.

Im Herbst 1836 meldete sich Herzog als Vikar zu Pfarrer Johann Heinrich Zülly nach Eich und trat am 16. Oktober die neue Stelle an. Aus dem engen Tal der kleinen Emme sieht er sich plötzlich in eine der lieblichsten Gegenden, an das milde Ufer des Sempacher Sees, verpflanzt. Während dort das Bücherstudium alle freie Zeit ausgefüllt hat, scheint hier die Natur bis in die Pfarrstube hineinzukriechen und, je nach Jahreszeit oder Wind und Wetter, den Pfarrer samt seinem Helfer für sich zu beanspruchen.

„Im Winter muß Holz gefällt, das Obst gedörst werden; da findet sich denn oft bei dem kalten Wetter alles in der warmen Stube, und wer aus langer Zeit nichts zu tun weiß als bald auf den See, bald gegen die Kirche hinauszuschauen, der muß doch wenigstens haspeln, was die fleißigen Mägde gesponnen... Die Fastnacht will ihr blutiges Opfer haben, und der Kamin muß frisch ausgespickt werden... Ist aber einmal Ostern vorbei, geht es gegen Pfingsten, so zieht der Hirt mit seiner Herde durch die neuaufwachende Natur, die blühenden Auen und grünenden Matten, beim frühen Morgen prozessionsweise aus: bald zu St. Agatha nach Neudorf, zur Mutter Gottes nach Zell, immer dem See nach; zu der alten Kirche in Kilchbüel, ja bis zu den vierzehn Nothelfern in Adelwyl. Die Sonne steigt höher, und alle Tage wird es wärmer; die Bienen schwärmen, der Pfarrer darf nicht fort; der Gottesdienst geht am frühesten an, um halb 7 Uhr. Aber der Tag ist nicht zu lang, wenn das reife Gras gemäht, gezettelt, gewendet, zusammengetan, aufgeladen und über den jähen Einfahr eingeführt werden soll. Ist aber erst das Korn eingesammelt und stehen am Morgen Nebel auf dem See, röten sich die Aepfel und fällt hie und da eine Birne, die des Lebens müde geworden, ab, dann, wenn nur kein Müller kommt, dem Korn gefaßt, nur kein Besuch, dem Gehör, nur kein Pfarrkind, dem Bescheid gegeben werden muß, — dann wird der Sack umgehängt, die Leiter angestellt und trotz allem Schwindel, über den man klagt, selbst beim Regenwetter muß das Obst abgelöst, eingemacht, gedörst oder zu Most verrieben werden.“<sup>98</sup>

---

nützte gar den Sigrüst.“ (Durch Sperrdruck hat Herzog die Anspielung deutlich gemacht.)

<sup>98</sup> Zülly 16 f.

So beschreibt Herzog in Züllis „biographischer Idylle“ das Leben im Eicher Pfarrhof. Johann Heinrich Züllli hat sowohl dem Bauernpfarrer „Isidor“ wie dem „Melancholiker“ manche Züge geliehen, auch jene der Reizbarkeit, des Mißtrauens, der „Traurigkeit ohne Maß“, die ihn oft unversehens überfielen, so daß der junge Vikar mit großer Ueberredungskunst, vielleicht auch mit Flöten- und Geigenspiel die schwarzen Geister bannen mußte.<sup>97</sup> Es galt oft, Selbstüberwindung zu üben bei diesem Vorgesetzten, der „streng dem Buchstaben unterworfen, gegen die höhere Nötigung des Geistes aber gleichgültiger“ war. Immer aber hat Herzog mit „Sehnsucht und Zufriedenheit“ an seine Eicher Vikariatszeit zurückgedacht und freute sich, „den schönsten Teil seines Lebens dort zugebracht zu haben“.

Dennoch muß der Wunsch nach pfarrherrlicher Selbständigkeit immer reger geworden sein. Ueber vier Jahre lang hatte er sein Helferamt an der Seite des alternden Pfarrers verrichtet, und die Berufung auf eine eigene Pfründe durch die liberale Regierung wurde immer ungewisser.<sup>98</sup> Herzog beschränkte deshalb seine Wünsche auf das Erreichbare und ließ sich im Dezember 1840 vom Propst zu Beromünster als Kaplan zu St. Martin an die dortige Stiftskirche wählen. Am 1. Februar 1841 verließ er den greisen Pfarrer Züllli und bezog die „Helferei“ zu Beromünster.<sup>99</sup>

Einen Tag zuvor hatte die Abstimmung über die kantonale Verfassungsrevision stattgefunden. Die Bürger von Münster hatten sich in großer Mehrheit dafür ausgesprochen und genehmigten am 1. Mai das neue Grundgesetz. Die katholisch-demokratische Partei kam ans Ruder, Her-

---

<sup>97</sup> Die Eicher berufen sich heute noch auf Herzog als den Gründer ihrer Musikgesellschaft.

<sup>98</sup> Staatskalender 1840—1843. Während dieser vier Jahre war Herzog Feldprediger im zweiten Auszögerbataillon des ersten Bundeskontingentes (Infanterie).

<sup>99</sup> Familienchronik Herzog-Röthelin.

zogs Bruder Adam wurde zum Großrat gewählt. Bei den Gemeinderatswahlen aber blieben die Anhänger Leus von Ebersol in der Minderheit, und aufsehenerregende Zeitungsmeldungen berichteten gar von einer „Mordgranate“, die vor Adam Herzogs Türe noch rechtzeitig entfernt werden konnte.<sup>100</sup> Kein Wunder, daß der neue Kaplan kein Zutrauen fand. Mit der Kaplanei zu St. Martin war seit alters das Amt eines Pfarrhelfers an der Leutkirche zu St. Stephan verbunden. Die Kirchgemeinde pflegte sich mit dem Stift über die Wahl zu einigen. Diesmal aber kam es zu keiner Verständigung: ein Sohn aus der „untern Schmitte“ war der Bürgerschaft nicht genehm.<sup>101</sup> Herzog war deshalb ausschließlich auf seine unzureichende Kaplaneipfründe angewiesen und bekam das bittere Los eines „Einheimischen“ zu kosten, der dem Vorurteil seiner Mitbürger ausgeliefert ist. Dies alles erschwerte die Ausübung des Seelsorgerberufs an seinem so geliebten Heimatort. Als deshalb im Sommer die Erledigung der Pfarrpfründe Ballwil im Kantonsblatt ausgeschrieben wurde,<sup>102</sup> bewarb er sich darum und wurde gewählt. Leichten Herzens verließ er im Oktober die kalte „Helferei“ in der Nähe der Stiftskirche. Wenn er später als Pfarrer unten vorbeilief, pflegte er — wie die Sage geht — mit dem Daumen hinaufzudeuten und zu sagen, in diesem Hause habe er seine Mittel gemacht.<sup>103</sup>

<sup>100</sup> Wallimann - Huber, Jos., Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 8. Lfg. (1940): Die bürgerliche Ortsgeschichte. 49 ff.

<sup>101</sup> Beromünster vor fünfzig Jahren. Abdruck in: Heimatkunde des Michelsamtes. 1942, Nr. 7, Fußnote 56.

<sup>102</sup> Luzernerisches Kantonsblatt, 1841, 26. August.

<sup>103</sup> Müller-Dolder, Edmund, Wom alte Balbeler und sim Wärde, Läbe und Stärbe. In: Heimatland. Illustrierte Monatsbeilage des „Vaterland“. 1939, Nr. 1.

## II. Ballwiler Pfarrer und Kirchenbauer

Herzogs Anmeldung für die Pfarrei Ballwil war ihm nicht nur von der Not eingegeben. Ballwil liegt im Luzerner Seetal, und keine Gegend des Kantons lockte ihn so sehr wie diese Landschaft; in ihrer Anmut und in ihrem Reichtum erinnerte sie ihn an die glücklichen Jahre am Sempachersee. Da standen an den Hängen des Lindbergs und der Erlosen die stolzen Ueberreste kleiner Ritterburgen, die seine Liebe zu vergangenen Zeiten und zu alten Urkunden erweckten. Und über den beiden Seen thronten in ruhiger Pracht noch fast unberührt die beiden geistlichen Kommenden der Johanniter und der Deutschherren. Tausend liebe und tolle Jugenderinnerungen kreisten um das „weinsüße“ Hitzkirch, wo er als Kind stauend die Helden der Schweizergeschichte über die Studentenbühne stolzieren gesehen und wo er später selbst freiheits- und brüderlichkeitstrunkene Reden gehalten hatte. Zudem war das Seetal die Heimat einer erstaunlich lebhaften Geistigkeit, die sich vom nahen Chorherrenstift Beromünster und von der berühmten Benediktinerabtei Muri im benachbarten Freiamt nährte. In abgelegenen Kaplaneien unterhielt es seine kleinen „Winkeluniversitäten“. Junge Bauernsöhne, die spät den geistlichen Beruf in sich erwachen fühlten, lernten da ihr erstes Latein.<sup>1</sup> Die Bauerntöchter des Landes holten ihre Ausbildung im „Institut der armen Schwestern zu Baldegg“ unter der tüchtigen Leitung des bekannten Sailerschülers Josef Leonz Blum; andere traten zu Eschenbach in den strengen Orden der Zisterzienserinnen. Fruchtbarkeit und irdischer Reichtum schienen in dieser Gegend Hand in Hand zu gehen mit weltabgewandtem Sinn und tiefer Frömmigkeit. Was Herzog nicht zuletzt ins Seetal hinabzog, das war die stolze Bevölkerung alteingesessener Bauern, die da und dort wie kleine Fürsten auf ihren ungeteilten Höfen sassen, und, da sie Haus und Hof und Ge-

<sup>1</sup> Ehrentempel I 114 ff. und IV 37 f.

meinde musterhaft regierten, auch im Kantonshaushalt ihr Wort mitzureden verlangten. Vom Amt Hochdorf aus war am Ende der Dreißigerjahre jener Sturm gegen das Advokatenregiment der Stadt losgebrochen, der unter Leu von Ebersol zum Sieg der katholisch-demokratischen Bauernpartei geführt hatte.

Ballwil gehörte zu den kleinern Gemeinden des Tales. Als der neuangetretene Pfarrer auf das Neujahr 1842 die Einwohner seines Kirchganges überblickte und in jedem Haus Bauern und Knechte genau verzeichnete, zählte er im Dorf und auf den umliegenden Höfen in hundertundzwanzig Häusern etwas über achthundert Pfarrkinder.<sup>2</sup> Davon gehörten die Leute um Ottenhusen zum „Twing“ Hohenrain, wie sich die große und reiche Nachbargemeinde damals noch nannte, und vereinzelte Ansässige westlich der Kantonsstraße waren Hochdorfer Gemeindebürger. Im Dorfe selbst scharten sich nur wenige Häuser um den Kirchhügel. Weit zerstreut im hügeligen Land lagen die Höfe der Bauern. Das Handwerk beschränkte sich auf die allernötigsten Bedürfnisse. Webstühle standen da und dort noch in den Stuben und wurden erst nach und nach durch die zunehmende Industrialisierung verdrängt. Seit Jahrhunderten schien sich nichts geändert zu haben.

Ballwils Vergangenheit erregte natürlich Herzogs Interesse. Das Pfarrarchiv aber konnte nur wenig Aufschluß geben. Es enthielt ein einziges wertvolles Pergament aus dem Jahre 1454, das die Vereinigung der Pfarrfründe von Ballwil mit der hl. Kreuzfründe zu Hochdorf bezeugte. Es ist auch der einzige Beitrag, den Herzog als Mitbegründer des Historischen Vereins der V Orte<sup>3</sup> an die

---

<sup>2</sup> Seelenzahl der Pfarrei Ballwyl, aufgenommen den 1. Januar 1842. Hs. Pfarrarchiv Ballwil. VIII a 1. Schon 1850 zählte die Pfarrei 1117 Seelen.

<sup>3</sup> Der Geschichtsfreund. I 1. Lfg. (1843) XXXIX. Herzog befand sich unter den 16 Mitgliedern, die am 10. Januar 1843 in Luzern zur Gründung zusammentraten.



wertvolle Urkundensammlung des „Geschichtsfreundes“ leistete.<sup>4</sup>

Die Verworrenheit vergangener Verhältnisse zeitigte bis ins 19. Jahrhundert hinein viele Streitigkeiten. So war auch der Wahl Herzogs zum Pfarrer von Ballwil ein kleines Zwischenspiel vorangegangen, das sich aus der Sonderstellung Ballwils unter dem Patronat der Familie von Sonnenberg ergab.<sup>5</sup> Als nämlich im Laufe der Jahre in Ballwil die Anstellung eines Pfarrhelfers nötig schien, mahnte die Regierung den säumigen Kollator General Ludwig von Sonnenberg an seine Pflichten. Der Patron beharrte auf dem Standpunkt eines „Ehrenkollators“ und wies die Belastung von sich. Schließlich zog er es vor, Rechte und Pflichten der Regierung abzutreten (1838). Als daher der Regierungsrat 1841 bei der Erledigung der Pfründe eigenmächtig zur Wahl schritt, legte die Gemeinde Protest ein. Sie stützte sich dabei auf die Rats-erkenntnis vom 23. März 1675, wonach das Kollaturrecht beim Aussterben der Familie von Sonnenberg an die Gemeinde zurückfallen sollte. Um den Streit zwischen Regierung und Kirchgemeinde beizulegen, ging General Ludwig von Sonnenberg um Annullierung seiner Resignation ein, die er dann auch erhielt. (20. Juli 1841).<sup>6</sup> Aus der vom Regierungsrat überreichten Liste der acht Kompetenten wählte er den Münsterer Kaplan Xaver Herzog (28. Juli 1841). Die Empfehlung des geistlichen Vaters,

---

<sup>4</sup> Ebda. III (1846) 266 ff. (Kirchenlade Ballwyl.)

<sup>5</sup> Vgl. Hofer, Walter, Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat im Kanton Luzern. Diss. Bern 1924.

<sup>6</sup> Staatsarchiv Luzern. Pfarrei Ballwyl. P. Fasc. 4. Pfarrwahl 1841. Vgl. auch: Zur Gilgen, Hans, Das Patronatsrecht im Kanton Luzern unter spezieller Berücksichtigung der Familienpatronate. Luzern 1923. 80 ff. Zur Gilgen äußert die Ansicht, daß das Patronat der Familie von Sonnenberg in Ballwil als „das einzige, das bis heute seine reine ursprüngliche Gestalt bewahren konnte“, seine Fortdauer dem Umstand verdankt, „daß der Patron mit Berechnung in einem geschickten Schachzuge die Interessen der Kirchgemeinde und des Staates gegeneinander ausspielte.“

Propst Meyers von Schauensee, und der Wunsch der Gemeinde hatten ihn zu dieser Wahl bewogen.

Am 17. Oktober 1841, am Tage der Ballwiler Kirchweihe, zog Herzog in sein Pfarrdorf ein. Der bischöfliche Kommissar Burkard Waldis begleitete seinen Aufritt. Regierungsrat Eutyck Kopp, der zwei Monate zuvor zum Zeichen der Versöhnung zwischen Kirche und Staat auch den vertriebenen Pfarrer Anton Huber seiner Gemeinde Uffikon wieder zugeführt hatte, mahnte seinen jungen Münsterer Mitbürger zu friedfertiger Wirksamkeit.<sup>7</sup>

Erst am dritten Adventssonntag konnte sich Herzog zum erstenmal in feierlicher Begrüßung an seine Pfarrkinder wenden. Denn am dritten Tage nach seiner Installation erkrankte er an einer „Rotlaufentzündung“ (Gerichtsrose) und schwebte lange zwischen Leben und Tod. Seine beiden Schwestern Kunigunde und Nanne<sup>8</sup> waren zur Führung des Haushaltes mit ihm nach Ballwil gezogen und pflegten ihn in seiner Krankheit. Als er endlich zu Beginn des folgenden Jahres mit neuer Kraft und großen Plänen die Amtsführung übernahm, überfiel ihn eine neue Krankheit, — die „Kindsblattern“, wie er sich später immer lachend äußerte —, und brachte ihn wieder dem Tode nahe. Vom Weißen Sonntag bis zum Sonntag nach dem Fronleichnamsfeste lag er darnieder. Die Blatternspuren verschwanden später wieder völlig. Aber Herzog konnte es nicht unterlassen, immer wieder über sein „verhageltes“ Gesicht zu witzeln; so wie einst Pfarrer Joseph Ineichen, „der alte Sepp“, ein Ballwiler Dorfgenosse, in grotesken Liedlein seinen Kropf besungen hatte.<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> Ein Teil der Ansprache ist abgedruckt in: Lütolf, Alois, Joseph Eutyck Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker. Luzern 1868. 184 f.

<sup>8</sup> Kunigunde, geb. 1804, starb schon 1853 und wurde in Ballwil begraben. — Nanne (Nanette), geb. 1812, blieb zeitlebens bei ihrem Bruder und leitete in Ballwil eine Nähschule. Sie starb als letztes der zehn Geschwister am 5. Januar 1889 in Beromünster.

<sup>9</sup> Ineichen, Josef, Lieder vom alten Sepp. Gesammelt und her-

Eine große Aufgabe stand vor dem Wiedergenesenen: Der Neubau der Pfarrkirche. Seit der Errichtung der alten Kirche (1711) hatte sich die Pfarrei durch die Abrundung von 1807 gewaltig vergrößert. Wie ein Bienenschwarm umsummte das Volk an festlichen Sonntagen die Kirche, die nur wenigen Obdach gewähren konnte. Herzogs Vorgänger, Pfarrer Joseph Ackermann, hatte durch Bruderschaften und Vereine der Pfarrgemeinde Ballwil zu großem Ansehen verholfen, aber einem Kirchenbau, der viel Aerger und Sorge in das Pfarrhaus und in die Gemeinde brächte, war er ausgewichen. „Eine neue Kirche will einen neuen Pfarrer haben“, sagt das Volk; Herzog ging rüstig an die Arbeit. Das lang gefühlte Bedürfnis der Pfarrkinder kam ihm entgegen. Man hatte schon 1814 neben der kleinen Kirche einen unverhältnismäßig großen Turm erstellt, der in den Neubau einbezogen werden konnte. Der Pfarrer rühmte den Unternehmungsgeist seiner Ballwiler. Dennoch galt es, viele Widerstände zu überwinden, bis die Bauern mit ihren freiwilligen Gaben herausrückten. Herzog schätzte sich glücklich, in seinem Kirchgang Männer zu besitzen, „welche selber dem Volke angehörend, doch über dasselbe durch Geist und großartigen Sinn erhaben, eine Vermittlung zwischen Volk und Pfarrer einleiten und durchführen“.<sup>10</sup>

Damit auch andere kirchenbedürftige Gemeinden zur Nachahmung aufgefordert würden, gab Herzog nach glücklicher Vollendung des Werkes ein Büchlein heraus über „Die christliche Baukunst auf dem Lande oder die neue Kirche in Ballwyl und wie sie geworden“. Er hatte sich umsonst in der ganzen kirchengeschichtlichen Literatur umgesehen und war nirgends auf eine Arbeit gestoßen, welche das Entstehen einer Dorfkirche lebendig vor Augen stellte.<sup>11</sup> Deshalb versah er

---

ausgegeben von Freunden volkstümlicher Dichtung. Luzern 1859.  
Vgl. S. 109 ff. Die dicken Häuse.

<sup>10</sup> Baukunst 87.

<sup>11</sup> Baukunst V.

seine eigene Arbeit mit genauen bautechnischen Angaben und besprach mit großer Sorgfalt die psychologischen und zeitbedingten Hindernisse, die es zu überwinden galt. Dadurch ist Herzogs BÜchlein über den Ballwiler Kirchenbau zu einem kleinen Kulturdokument geworden, das nach hundert Jahren an Interesse noch gewonnen hat: neben einer lebhaften Charakteristik der damals herrschenden Kunstrichtung enthält es das lokalgeschichtliche Erlebnis des Sonderbundskrieges und entzückt überdies den Leser mit der köstlichen Beschreibung, wie der Pfarrer seinen Bauern die nötigen Gulden ablockt.

Der allerhartnäckigste Widerstand des Volkes galt nicht der Kirche an und für sich, sondern ihrer äußern Gestalt. Herzog hatte während seines Aufenthaltes in Deutschland mit offenem Auge die künstlerischen Bestrebungen verfolgt, die sich vom Barock und herrschenden Klassizismus zur frühitalienischen und altdeutschen Kunst hinwandten. Hirscher besaß eine der größten Privatsammlungen süddeutscher Meister<sup>12</sup> und mag in seinen pastoraltheologischen Vorlesungen diese und jene fruchtbare Anregung zur Neugestaltung kirchlicher Bauwerke und Kultgegenstände eingeflochten haben. Die Abneigung gegen die Bauweise vergangener Jahrhunderte setzte sich in Herzog langsam fest. Als er nun beim Neubau seiner Pfarrkirche selbst ein Wort mitzureden hatte, trat er mit der Heftigkeit eines Laien, der das Schöne nur in einer Form zu finden glaubt, gegen die immer noch herrschende Kunstrichtung des 17. und 18. Jahrhundert auf. Umsonst suchte er in seiner Umgebung nach einem Vorbilde neuern Stils:

„Seit hundert Jahren, ja seitdem die Jesuiten ihre Kirche in Luzern gebaut [1667—1673], ist sie das Urbild für alle spätern Kirchen auf dem Lande geworden und geblieben, wie sie selber nach der Peterskirche in Rom aufgeführt worden ist. Es ist der neue italie-

---

<sup>12</sup> Schiel, Hubert Fr., Johann Baptist von Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1926. 160 ff.

nische Baustil, welcher die alten antiken, römischen Monumente aus dem Staube hervornahm, sie nach Willkür umschuf, ohne Glauben, Innigkeit und Andacht, daß man sich ins finstere, blinde Zeitalter Ciceros [!] zurückbezaubert glaubte. Wie jene Wut, an die Stelle des Christlichen das Antike zu setzen, das Alte, Vorchristliche aufzuwärmen und wieder zu beleben, daher Renaissance-Stil genannt, bald von den Franzosen angenommen wurde, so kam er von ihnen her mit dem Frack, der Perücke samt dem Zopfe über ganz Europa und wurde von diesem als die alleinseligmachende Bauart in gewohnter Demut und Bereitwilligkeit aufgenommen. Ein hervorstechendes Frontespiz, als Demispiz, viele Fenster, im Innern weiß überfüntcht, mit Spiegeln, Maschen, Chemisetten usf., das ist die gegenwärtige, noch wenigstens auf dem Lande herrschende Bausitte."<sup>13</sup>

Heute kann man kaum begreifen, daß Herzog, der etwas vom sprühenden religiösen Eifer der Gegenreformation in sich trug, kein Auge hatte für die großartigen Bauwerke jener Zeit. Die Stiftskirche in Beromünster, worin barocke Raumgestaltung sich so ungezwungen mit den romanischen Grundelementen vermählt hatte, die Jesuitenkirche in Luzern, die wir heute als den lichtesten Raum schweizerischen Barocks bewundern, die Abteikirche der Zisterzienser in St. Urban, — alles Stätten seiner glücklichen Kindheit, wo er als Chorknabe so oft gerade durch die weihevollen Pracht zu frommer Begeisterung gestimmt worden war, — sie erschienen ihm nun als Auswüchse heidnischen Geistes.<sup>14</sup> Dagegen glaubte er in der Neubelebung mittelalterlicher Formen bereits die erste Frucht

<sup>13</sup> Baukunst 71 f.

<sup>14</sup> Auch Nicht-Laien vertraten in jenen Jahren diese Ansicht. Der Schweizer Dichter und Architekt Johann Georg Müller aus Wil wußte im Jahre 1848 durch einen Vortrag über christliche Kirchenbaukunst die versammelten Wienerarchitekten derart für seine Überzeugung umzustimmen, daß die bereits im Bau befindliche Kirche auf dem Altlerchenfeld wieder abgerissen und nach seinen Plänen ausgeführt wurde. (Förster, Ernst, Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben. St. Gallen 1851. 126 ff.) Herzog hat einen Teil der Ansprache Müllers in seiner „Baukunst“ abgedruckt. (188 ff.) Auf seiner Reise nach Ungarn bewunderte Herzog die Altlerchenfelderkirche als die schönste von ganz Wien. (Luzernerbieter XVIII 97.) —

der neuen deutschen Theologie zu sehen. Die „Nazarener“ in Rom hatten sich zuerst dafür begeistert und bald ganz Süddeutschland für ihre Bestrebungen gewonnen. Am nachdrücklichsten unter den Architekten unterstützte sie Heinrich Hübsch. Er sah in der Basilika das Vorbild der christlichen Kirche und verhalf als badischer Oberbaudirektor dem italienisch-romanischen oder „byzantinischen“ Stil zum Durchbruch.<sup>15</sup> Ganz in dieser Richtung befangen, hatte nun der junge bayrische Architekt Johann Seidl aus Straubing zwei Entwürfe für den Ballwiler Kirchenbau ausgearbeitet. Herzog fand sofort beinahe leidenschaftliches Gefallen an seinen Plänen und suchte auch die wenigen Kunstverständigen seiner Pfarrkinder dafür einzunehmen. Am 27. August 1846 gab die versammelte Gemeinde den Plänen Seidls vor zwei oder drei anderen Entwürfen den Vorzug, nachdem der Pfarrer beim Messengottesdienst „mit zitternder Stimme und beklommener Brust“ das Volk aufgefordert hatte, fünf Vaterunser zu beten, um von Gott den rechten Geist zu erflehen.<sup>16</sup> Der vierundzwanzigjährige Schongauer Baumeister Wilhelm Keller und ein Gemeindeangehöriger, Candid Muff, übernahmen in doppeltem Akkord die Ausführung des Baues.

Die Errichtung der Kirche fiel in das bewegte Jahr 1847. Im Februar wurden die Fundamente ausgehoben, Ende Oktober, als es ans Eindecken ging, wurde das Land in Kriegszustand versetzt. Jung und alt verließ den Bauplatz und rückte in den Landsturm ein. Der Pfarrer stieg selber auf das Gerüst und schlug die Dachlatten auf die Rufen. Wie ein Krähwinkler-Stückchen mutet es uns heute an, daß die Ballwiler „durch die ganze Stufenleiter der Offiziers bis zur Kuppel, dem General Salis“ zu gelangen suchten, mit der Bitte, er solle ihnen doch „den Spenglermeister K. heim lassen, weil ohne großen Scha-

---

<sup>15</sup> Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br. IV (1937) 235 ff.

<sup>16</sup> Baukunst 88.

den nicht gewartet werden könne, welchem Gesuch auch wirklich entsprochen worden ist.“<sup>17</sup> Als Grenzgemeinde des südlichen Seetals sah Ballwil den Kampf in nächster Nähe. Man hörte das Trommeln hüben und drüben, „die Zürcher im nahen Abtwil, die Katholiken in Gisikon“, und glaubte sich zwischen zwei Lagern. Am Tage vor der Schlacht bei Gisikon (23. November) wurde das ganze Gebiet nördlich der Reuß- und Emmenlinie geräumt. Ballwil lag in Feindesland. Flüchtige Geistliche klopfen beim Pfarrhaus an „mit ungeheuer desparaten Gesichtern, sodaß sie nicht einmal mehr Wein trinken mochten.“ Am folgenden Morgen glaubte Herzog selber gut zu tun, die breite Heerstraße zu verlassen. Er stieg auf den benachbarten Inwiler Berg, von wo aus er die umkämpften Ortschaften der Luzerner-Zuger Grenze überblicken konnte. Er sah auch die Division Donat durch sein Dörfchen hindurchziehen und sich in Inwil lagern. Am folgenden Tag bestieg er die gleiche Beobachtungshöhe „und forschte mit seinem Fernrohr nach allen Tönen und Straßen, aber nichts von Krieg wollte sich zeigen . . . Was aber verdächtig schien, war eine spielende Militärmusik, die sich gegen Luzern bewegte. Sonst überall Grabesruhe. Da kam eine Frau und verkündete dem Pfarrer: der Krieg sei aus, der Sonderbund habe abgegeben. Es wurde nicht geglaubt, bis ein Soldat, der eben heimkam, die schreckliche Nachricht bestätigte. Ach! wie war das ein Schwert durch unsere hoffnungsvolle Seele, durch unser ganzes Leben. Herr, dein Wille geschehe! Als ging es in die Verbannung nach Sibirien, so kehrte der Pfarrer langsam heim.“<sup>18</sup> Bei der Einsegnung der Kirche am folgenden Sonntag standen — Basler Landschäftler Parade.

Und „alsbald ging die neue Freiheit an.“ Für Herzog bedeutete der letzte Schuß von Gisikon den Auftakt zum persönlichen Kampf. Als wirksamste Waffe gegen den

<sup>17</sup> Baukunst 135.

<sup>18</sup> Baukunst 143 f.

religionslosen Staat blieb ihm, dem Geistlichen, nur die Feder und das schlagfertige Wort. Das Schlagfertigste ist uns vielleicht verloren gegangen; denn in jenen Jahren, da die konservativen Blätter ganze unterdrückten Seiten mit dem mehrfachen Ausruf „Es lebe die Pressefreiheit“ füllen konnten,<sup>19</sup> fand nicht jeder Artikel einen bereitwilligen Drucker. Bei den vielen Hausdurchsuchungen war es auch nicht ratsam, seine Manuskripte in den Schubladen liegen zu lassen. Andererseits ist uns vieles von Herzog aufbewahrt, was hätte ungedruckt bleiben können. Er schrieb über das, was ihm auf den Fingern brannte: über die Angelegenheiten seiner Kirche und seines Bauernvolkes.

### III. Der Publizist

#### Ballwil und Ebersol.

Schon bevor die kleine Pfarrei Ballwil durch ihre neuartige Kirche von sich reden machte, hatte der junge Pfarrer Herzog durch seine publizistische Tätigkeit die Aufmerksamkeit von Klerus und Volk auf sich gezogen. Zwar war das Dorf gewohnt, sich im Glanze seines Pfarrhauses zu sonnen. Noch in den Zwanzigerjahren hatte Ballwil, „politisch betrachtet, nicht einmal so geheißt, sondern damals war Mettenwyl der Vorort, und die Gemeinde hieß bloß: der Hof Mettenwyl!“ Unter Herzogs Vorgänger aber „nahm wenigstens das geistliche Ballwyl... schnell ein anderes Gesicht an.“<sup>1</sup>

Pfarrer Josef Rudolf Ackermann „war nicht so fast bedeutend durch die Pfarrei, die er besorgte, als durch seine Stellung unter dem Klerus... Er stund an der Spitze der strengkirchlichen Partei, bald angreifend, bald

<sup>19</sup> Boesch, Walter, Zur Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern von 1848—1914. Diss. Zürich 1931. 106 f.

<sup>1</sup> Ehrentempel II 39.



verteidigend, schriftlich wie mündlich; sein Haus wurde täglich besucht und große Herren von nah und fern gingen da aus und ein und trugen den erst noch obskuren Namen Ballwil nach den fernsten Zonen.“<sup>2</sup> Herzog war nun allerdings in allem das Gegenstück seines Vorgängers. Während er auf sein Äußeres wenig Pflege verwandte, hatte Pfarrer Ackermann schon in seinem Auftreten „etwas Prälatenhaftes“ zur Schau getragen, das wohl von der früheren Stellung als Schreiber in der Kanzlei des Generalvikars Göldlin herrühren mochte. Die musterhafte Ordnung des Ballwiler Pfarrarchivs, die sorglichen Kopien der Jahrszeitbücher, die neuangeschafften Bruderschaftsrödel und ein dreifaches „Proprium Ballwylense“ erregten bei seinem Nachfolger große Bewunderung aber auch einen leichten bürokratischen Schauer. In Beromünster war Ackermann als Kanzleiangestellter und späterer Scholastikus der Stiftsschule mit Niklaus Wolf von Rippertschwand in Berührung gekommen. Der Bauer erschien von Zeit zu Zeit in der Bibliothek oder im Archiv, um in Handschriften und Büchern vergangenen Jahrhunderten nachzuspüren.<sup>3</sup> Als Ackermann im Jahre 1821 den Magisterstuhl mit der kleinen und unbekanntenen Landpfarrei vertauschte, kam der Rippertschwander oft für mehrere Tage nach Ballwil, von wo aus er in einer guten halben Stunde seinen Jünger Joseph Leu in Unterebersol erreichen konnte. Man wundert sich, daß gerade Ackermann, ein Gelehrter von würdevollem, gravitäischem Aeußern, der einen vollendeten Kanzleistil schrieb, der Prozesse liebte, der die Stufenleiter der kirchlichen Aemter emporstieg, bis ihm als Dekan das kleine Ballwil zu eng wurde und er sich von der Aebtissin des Klosters Rathausen in die Pfarrei Emmen berufen ließ, — daß gerade dieser Mann zum geistlichen Führer der volk-

<sup>2</sup> Ebda.

<sup>3</sup> Erni, Joh., Der fromme Niklaus Wolf von Rippertschwand. Sempach 1931. 10.

haften Bewegung Vater Wolfs geworden war. Das Außergewöhnliche, das Zeitfeindliche an diesem Bauern mag den streitbaren Pfarrer angezogen haben.

Während nämlich ein großer Teil der Geistlichkeit im nüchternen Rationalismus befangen war, wehte da plötzlich „ein anderer Wind, der warme Föhn, über die Berge und arbeitete dem kalten Bies entgegen; aber je nach Individualität, Richtung, Schule und Umgebung huldigten noch gar sehr viele dem bloßen Verstandeszeug und wollten sich nicht gerne unter das süße Joch des Glaubens beugen. Indem diese fortan noch den Voltaire für ihren Mann hielten und kaum an eine Offenbarung, an das Evangelium glaubten, waren die andern bereits an dem andern Ende ihrer Religion angekommen, und, statt bloß an Wunder zu glauben, — machten sie selber Wunder, bēteten im Namen Jesu, trieben Teufel aus und machten Kranke gesund durch die Segnungen, die seit uralten Zeiten durch und in der Kirche geheiligt, aber — in letzter Zeit auf das Minimum beschränkt — nicht mehr angewandt, ja nicht einmal mehr überall bekannt waren. Der Beter Niklaus Wolf, ein einfacher Bauer, mußte die Herren wieder an das Benediktionale erinnern.“<sup>4</sup>

Vereint mit Joseph Leu von Ebersol sammelte Ackermann sofort nach Wolfs Tod (1832) dessen Jünger um sich zur Erfüllung der gewohnten Bettage und Betstunden und erbat sich das bischöfliche Einverständnis zur Gründung einer „Bruderschaft für Bewahrung und Belebung des Glaubens“. So war der Fußpfad zwischen Ballwil und Ebersol ein viel und seltsam begangener, bevor Herzog nach Ballwil kam.

Damals nun waren im benachbarten Ebersol die „Nikodemus-Nächte“ lauten politischen Gesprächen gewichen.

Das Haus glich „einem Hauptquartier im Kriege; Soldaten und Generäle, Spionen und Staffeten zogen aus und ein; bald glich es einem Palast irgend eines Königs oder Kaisers, Beamtete von allen Seiten, Stiege auf, Stiege ab, kamen und gingen, die wichtigsten Sachen wurden in der hintern Stube beraten und ausgefertigt...“<sup>5</sup>

Herzog hatte Zutritt als alter Familienfreund. Er behauptet zwar in einer ausländischen Zeitungskorre-

---

<sup>4</sup> Ehrentempel II 43.

<sup>5</sup> Luzernerbieter III 50.

spondenz, daß er mit keinem schweizerischen Magistraten in Berührung stehe und daß ihn kein solcher auch „nur mit einem ‚Stöckle‘ anrühren würde.“<sup>6</sup> Deutsche Reisende trafen ihn aber im Luzerner Gasthaus „Zum Schneider“ in Gesellschaft von Regierungsmitgliedern an der Seite von Theodor Scherer, dem Redaktor der „Staatszeitung der katholischen Schweiz“.<sup>7</sup> Im Jahre 1844 bestimmte ihn die Regierung zum Festprediger an der Sempacher Schlachtjahrzeit, was bis heute eine Ehrung bedeutet.<sup>8</sup> Herzogs häufiger Verkehr in Ebersol darf nicht als Zutunlichkeit gewertet werden, wie sie Philipp Anton von Segesser, damals junger Ratsschreiber in der Staatskanzlei, so vielen Parteigenossen Leus zum Vorwurf macht.<sup>9</sup> Er ging auch nicht, wie sein Vorgänger, in Bruderschaftsangelegenheiten dorthin, sondern als Freund des Hauses. Wäre Leus politische Ueberzeugung nicht die seine gewesen, er hätte sich trotz engster Nachbarschaft fern zu halten gewußt. Durch den Aufenthalt in Tübingen jedoch, wo seine kirchenrechtlichen Begriffe geläutert und mit der lebendigen Zeit in Beziehung gebracht worden waren, durch die vierjährige Wirksamkeit am Sempachersee, wo er Klagen und Wünsche des Bauernvolkes erhörchte, und durch die eigene Erfahrung in seinem politisch beunruhigten Heimatorte hatte sich in ihm immer mehr der Haß gegen das „Advokatenregiment“ der Stadt ausgebildet. Er sah, wie „man das Volk nur auf dem Papier souverän erklärte, in der Wirklichkeit aber die eigentliche sou-

<sup>6</sup> Neue Sion. 1847 Nr. 6.

<sup>7</sup> Hällmayer, Franz, Ein Ausflug in die Schweiz. Elf Briefe aus der Pfalz, hrsg. von F. H. Domvikar in Speyer. Speyer 1845. 14 f. und 36. Die Schrift ist ein Beleg für die Vertrautheit Herzogs im Hause Leus. (Vgl. 15 f.).

<sup>8</sup> Predigt, gehalten am Gedächtnistage der Schlacht bei Sempach den 8. Heumonats 1844, von X. Herzog, Pfarrer in Ballwyl. Luzern, bei Gebrüder Räder 1844.

<sup>9</sup> Segesser, Philipp Anton, Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst. Bern 1887. 9.

veräne Gewalt dem Großen Rat in die Hände spielte.“ Er sah, wie man durch ein entsprechendes Wahlverfahren sich die Herrschaft zu sichern wußte, sodaß das Volk nur achtzig Repräsentanten wählte, während „die zwanzig übrigen durch eine generatio aequivoca, wie die Maden aus faulem Fleisch, aus dieser Achtzig eigenen Mitte erzeugt wurden.“<sup>10</sup> Leu nun hatte dieser Machenschaft ein Ende gesetzt. Das Volk sah in ihm einen wahrhaft von Gott gesandten Führer. Es raunte von Prophezeiungen des verstorbenen Vater Wolfs und fühlte sich unter Leus Fahne schon deshalb stark und siegesgewiß. Auch Herzog spricht von dieser göttlichen Legitimation der katholisch-demokratischen Bewegung und von der mystischen Sendung Leus: „Gott hatte ihn zum Moses bestimmt, daß er sein Volk befreie aus den Händen der Radikalen.“<sup>11</sup> Nicht aber das Ausnahmewesen zwang ihn zur Bewunderung, vielmehr das stolze Bewußtsein, daß ein Mann aus dem Bauernvolke, aus seinem Volke, aus diesem „rein geliebten Volkstamm“, zu so Großem berufen wurde.<sup>12</sup>

Keine der dickbändigen und überschwänglichen Leuenbiographien konnte deshalb solche Begeisterung wecken wie Herzogs Aufsatz: „Einige Bilder aus dem Leben des Joseph Leusel von Unterebersol“, den er sofort nach der Ermordung Leus niederschrieb.<sup>13</sup> Was er hier in kurzen kräftigen Zügen schildert, ist das Leben eines jeden Luzerner Bauern, seiner Eltern und Voreltern:

---

<sup>10</sup> Bilder 12 f.

<sup>11</sup> Ebda. 8.

<sup>12</sup> Ebda. 9. Auch der Patrizier Ph. A. v. Segesser sagt: „Der Bauernstand war das einzige noch lebenskräftige Element der luzernischen Bevölkerung . . .“ (Erinnerungen. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. 6 [1890] 198).

<sup>13</sup> Der Aufsatz erschien ohne Namenszeichnung in der „Schweizer. Kirchenzeitung“ (1845 Nr. 31/33), im „Unterhaltungsblatt zur Staatszeitung der kathol. Schweiz“ (1845 Nr. 20/23) und als S.-A. bei Räber in Luzern mit Angabe des Verfassers.

Sie „schnitten das kurze Korn, lebten von Milch und dürrem Obst, ohne Gebranntes, ohne Most und Kaffee. Der Auslagen waren keine, weil keine Bedürfnisse, dabei überall die größte Sparsamkeit, weil die Erzeugnisse des Bodens hundert mühsame Veränderungen durchmachen mußten, bis bares Geld daraus geprägt war. Es häuften sich wohl in einer einfachen Haushaltung bei beschränkter Lebensart und steter Arbeitsamkeit mit der Zeit die Mittel; aber weil man erst Jahr um Jahr um einiges an Reichtum gewann, so wußte man kaum, daß man mehr als sonst besitze, hatte deshalb weder Hochmut, noch durfte sich Eitelkeit oder Luxus zeigen. Wer das Leben in einem solchen Dörflein kennt, in seiner regelmäßigen Einförmigkeit, zumal in jener Zeit, wo der Nachfolger nur die Kleider seines Vorgänger trug, eine Kosake (rote Weste) eine ganze Generation aushielt, und ein runder Hut zur Bedachung in Sturm und Wetter genügte, wo in Feld und Haus auch nicht das mindeste an alter Uebung geändert werden durfte, der wird wohl wissen, daß da die Jugendjahre, obschon in ihnen der Mensch geistig und körperlich am meisten sich ändert, wenig Abwechslung darbieten; der eine wächst auf wie der andere, und alle wachsen den Alten zu.“<sup>14</sup>

Wer auf dem Lande diese „Bilder“ las und dann auf seinen eigenen geerbten Rock hinunter sah, der glaubte sich selbst in Vater Leu geschildert und wachte über dessen Erbe eifersüchtiger und überzeugter, als Parteiparolen bewirkt hätten. „Der gescheite Bauer in Ebersol“, so hieß er, von allen bewundert, in Herzogs Schrift,<sup>15</sup> und, ihr nachahmend schrieb Kasimir Pfyffer verächtlich: „Er war — wir glauben uns nicht bezeichnender ausdrücken zu können — ein gescheiter Bauer...“<sup>16</sup>

Kasimir Pfyffer hatte allen Grund, über den „Panegyriker“ und „Lobredner“ Leus zu spotten; denn er war in den Tagen, als er der Mitschuld am Leuenmord bezichtigt wurde, von ihm unsanft angegriffen worden.

„Es gibt Juristen“, schrieb Herzog in den „Bildern“, „die gewisse kleine Unregelmäßigkeiten auch von weitem nicht zu ertragen imstande sind, ihr juridisches Gewissen empört sich dagegen; betrifft es aber göttliche und menschliche Gerechtigkeit, so schreiten sie

<sup>14</sup> Bilder 3 f.

<sup>15</sup> Ebda. 16.

<sup>16</sup> Pfyffer, Kasimir, Geschichte des Kantons Luzern. Zürich 1852. II 477. Vgl. auch 449 und 475 f.

mit langen Beinen, wie magere Spinnen, kühn darüber hinweg. Von der Art war jener, der die drei austretenden Ratsherren in Anklagezustand versetzte und zugleich als Präsident des Tribunals über sie richtete.“<sup>17</sup>

Es war der erste Ausfall gegen einen Staatsmann, den Herzog ungescheut das ganze Leben hindurch verhöhnte, sei es, daß er ihm als „dem Erfinder der abstrakten Freiheit“ ein Denkmal setzte,<sup>18</sup> oder daß er sein Erstaunen äußerte, über eine unrühmliche Klosterangelegenheit vergangener Jahrhunderte keinen Aufschluß zu finden in der Kantonsgeschichte Pfyffers, dem doch gewiß kein geistlicher Skandal verborgen geblieben sei.<sup>19</sup> Kasimir Pfyffer dagegen hat nie öffentlich Notiz genommen von diesen Anwürfen.

Trotz der eindeutigen Stellung des Ballwiler Pfarrers zum Leben und Wirken des Ebersoler Bauern wurde auch die Familie Herzog in außerkantonalen Blättern als Zeuge für den angeblichen Selbstmord Leus ins Feld geführt. Herzogs Schwester Barbara schrieb über seinen Tod in die Familienchronik:

„1845 den 20. Heumonat wurde Herr Ratsherr Leu, der Vater des Vaterlandes, von einem gedungenen Mörder um zwölf Uhr erschossen; er starb ohne Todeskampf und wurde wie Henoch aus dem Leben genommen, ohne daß er den Tod kostete. Ich sah ihn im Blut liegen, um halb fünf Uhr, und brachte die erste Nachricht auf Münster.“

Ihr frühes Erscheinen in Ebersol nutzte ein gewissenloser Korrespondent der „St. Galler Zeitung“ und legte ihr den Ausspruch in den Mund: Leu sei nicht erschossen worden. Herzog verlangte Widerruf und ließ unter seinem

---

<sup>17</sup> Bilder 14. Das gleiche Urteil fällt auch Segesser: „Casimir Pfyffer war ein Formalist im strengsten Sinn des Wortes; eine gesetzlich unerlaubte Handlung war für ihn unmöglich, nicht weil sie an und für sich schlecht oder unmoralisch, sondern weil sie mit irgend einem Paragraphen in Widerspruch war.“ (Fünfundvierzig Jahre. 37.)

<sup>18</sup> Luzernerbieter XII 72.

<sup>19</sup> Ebda, XII 6. Vgl. auch XV 78.

Namen im „Freien Wort“ eine Verwahrung einrücken.<sup>20</sup> Als in einer spätern Nummer der „St. Galler Zeitung“ eine neue Verunglimpfung erfolgte,<sup>21</sup> nahm sich der mit Herzog befreundete Großrat Johann Jakob Müller in Wil energisch der Sache an und veröffentlichte einen Brief Barbara Herzogs im „Freien Wort“.<sup>22</sup> Darauf verstummten die Angriffe.

Durch sein Bekenntnis zu Ebersol hatte Herzog in der Oeffentlichkeit ein für allemal Stellung bezogen. Leus politische Parole wurde seine Lebensparole. Noch am Vorabend des Kulturkampfes sollte er keine andere kennen.

### Der Sonderbundspfarrer.

Nichts konnte Herzog gelegener kommen als eine Zeitungspolemik. Es wurde ihm immer mehr Bedürfnis, für seine Ueberzeugung öffentlich einzustehen. Angriffe empfand er deshalb nicht als lästige Mückenstiche; wie an einem Funken entzündete sich daran sein eigener Witz und Spott. Und da er Lust und Freude zum Schreiben in sich fühlte, begegnete er dem Gegner mit der zeitgemäßen Waffe der Presse. Er war ein gelehriger Schüler des Liberalismus und dachte moderner als mancher Parteiführer. Joseph Leu, z. B. las selten die Zeitung,<sup>23</sup> obwohl der unter seiner Obhut stehende Katholische Verein die Gründung und Verbreitung guter Zeitungen nachdrücklich forderte. Sein Lehrer Niklaus Wolf mag ihn auch hierin angewiesen haben; denn dieser bekannte von einer Lebensperiode, da er fleißig über den Büchern saß: „Ich hatte viele Mühe, dabei bei Sinnen zu bleiben, auf daß

<sup>20</sup> Das freie Wort für Frieden, Licht und Recht. St. Gallen 1845 Nr. 139 (19. November).

<sup>21</sup> St. Galler Zeitung. 1845 Nr. 96 (26. November).

<sup>22</sup> Das freie Wort. 1845 Nr. 144 (1. Dezember).

<sup>23</sup> Siegwart-Müller, Constantin, Ratsherr Joseph Leu von Ebersol. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Altdorf 1863. 3 f.

mir nicht das Herz gefressen würde.“<sup>24</sup> Leu bevorzugte in allem das lebendige Wort, die unmittelbare Wirkung von Mensch zu Mensch, wie er sie in den Zusammenkünften des Ruswiler Vereins ausüben konnte. Auch Herzog hat eindringlich auf die Geistlichen gesprochen, daß man in einer „Zeit, wo alles predige, auf den Schießstätten, in Vereinen, im Ratsaale, durch Zeitungen und Schriften in allen Häusern, daß man da nicht von den Predigern des Unglaubens überholt werden wolle.“<sup>25</sup> Aufforderungen zu guter Predigt sind unvergleichlich häufiger in seinen Schriften als Anleitungen zum betrachtenden Gebet.<sup>26</sup> Er verlangte, der Priester soll in einer Zeit der religiösen Gleichgültigkeit und der Auseinandersetzung mit dem protestantischen Volksteil die dogmatischen Grundsätze des Katholizismus dem Volke einhämmern und nicht bloß farblose Moral vortragen, wie sie die josephinische Geistlichkeit vergangener Jahrzehnte aus ihrer Humanitätsreligion entwickelte.

Aber auch von der öffentlichen Presse dürfe sich der Geistliche nicht fernhalten.

Als ein mutiger Kämpfer habe er „in dieser großen Geisterschlacht aufzutreten, selbst auf die Gefahr hin, einen blutigen Kopf heimzubringen. Die es können und die es gelernt haben, an denen ist es zu schreiben“, verlangt Herzog, weil nun doch geschrieben werden müsse, und er halte dafür, „daß es nicht recht sei, sein Talent zu vergraben, und daß es nicht genug sei, nur seine Predigten zu schreiben.“ Den Einwänden der Laienwelt hielt er entgegen, in der Presse sei der Geistliche ein Zeitungsschreiber genau wie der Weltliche: „man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, und niemand fragt dem Vogel nach, wenn man seine Feder liest.“<sup>27</sup> Wenn Geistliche aber ihre Stimme dagegen erhoben mit der Begründung, „ein guter Schriftsteller sei ein schlechter Pfarrer“, so konnte sich Herzog eines leichten Unwillens nicht erwehren. Selbstverständlich, „dem Berufe, dem soll er dienen“, erwiderte er, „für diesen ist er

<sup>24</sup> Ackermann, Joseph. Die Macht des christlichen Glaubens. 11.

<sup>25</sup> Idealist 8.

<sup>26</sup> Außer der gedruckten Predigt zur Sempacher Schlachtjahrzeit von 1844 sind keine Predigten Herzogs erhalten.

<sup>27</sup> Ehrentempel I 79 f.



verantwortlich, und hiefür ist er angestellt und auch bezahlt. Aber wenn einer neben den Berufspflichten noch Zeit hat für Literatur, für Belehrung in weitem Felde, wer will da etwas dagegen einwenden... Oder soll man etwa die Literatur, die ungeheure Gewalt, womit die Presse auf die öffentliche Meinung drückt und sie bestimmt, wie sie will, soll das alles den Händen der Weltlichen, vielfältig unserer Feinde, überlassen werden, oder sollen bloß Professoren Bücher machen dürfen?"<sup>28</sup>

Zu diesem Mitspracherecht in öffentlichen Dingen glaubt sich Herzog als Geistlicher schon deshalb verpflichtet, da jede Frage ihre religiöse Seite habe und also auch von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet werden müsse. Seine eigene Zeit sieht er fast ausschließlich im Zeichen der Auseinandersetzung religiöser und weltlicher Kräfte und bezeichnet das 19. Jahrhundert, im Gegensatz zum abgelaufenen „Jahrhundert der Philosophie“, als das „theologische“.<sup>29</sup> Ein ausgesprochenes Beispiel dafür sei gerade Joseph Leu, dessen Wirksamkeit mehr der Kirchengeschichte als der politischen angehöre.<sup>30</sup>

Eine religiöse Frage war es auch tatsächlich, an der sich der schon lange drohende Konflikt der Parteien schließlich entzündete: die Berufung der Jesuiten nach Luzern. Genauer gesagt: gerade der Umstand, daß man die Luzerner Jesuitenfrage nur vom religiösen Standpunkt aus beurteilte und ihre politische Tragweite über sah oder übersehen wollte, wurde zum Verhängnis.

Heute geht man wohl allgemein mit Segesser einig, daß das Erscheinen der Jesuiten in Luzern wirklich einen politischen Charakter trug, „den sie in Schwyz und Freiburg nicht hatten, dessen sie sich aber nicht erwehren konnten, sobald sie nach Luzern kamen, wo sie ein Gegenstand des Kampfes nicht nur zwischen Konservativen und Liberalen waren, sondern selbst zwischen Konservativen und Konservativen.“<sup>31</sup>

Herzog nahm in seiner eigenen originellen Weise Stellung zu dieser Frage. In einen Streit um den wissen-

<sup>28</sup> Ebda. II 45 f.

<sup>29</sup> Bilder 3.

<sup>30</sup> Luzernerbieter II 2.

<sup>31</sup> Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 17 f.

schaftlichen Stand der Jesuiten hätte er sich nicht einlassen mögen; philosophischer Beweisführung wäre er nicht gewachsen gewesen. Er versuchte es mit einer volkstümlichen Schrift, — ob sich auch darob „die Mundwinkel der ‚Gelehrten‘ bedeutend in die Breite ziehen“. <sup>32</sup> In Erinnerung an seine Tübinger Jahre, wo sich am Abend Studenten der katholischen und protestantischen Fakultät fröhlich vermischten, setzte er sich hin und schrieb „Achtzehn neue, lustige Briefe, gewechselt zwischen einem katholischen und reformierten Geistlichen“. Welchen Studienfreund er dabei im Auge hatte, tut nichts zur Sache. Der Gesprächspartner ist ein Berner Pfarrer, und dies läßt eher vermuten, daß der Ballwiler in Lützelflüh ein verwandtes Herz schlagen fühlte. An Jeremias Gotthelf hat er denn auch die „Briefe“ zusammen mit dem „Leu“ sofort nach ihrem Erscheinen überschickt. <sup>33</sup> Es ist zwar Herzog nicht gelungen, den reformierten Freund mit gleicher Beredsamkeit auszustatten; er ist eine fadenscheinige Figur, „die nicht so fast aus Ueberzeugung, sondern mehr aus Zufall“ sich dem Theologiestudium gewidmet hat. Nachdem denn auch im Radikalismus der gemeinsame Gegner einmal gefunden ist, erlahmt die Diskussion vollständig, und Herzog erklärt ungeniert, das Briefschreiben sei ihm „alleweil verleidet“.

Interessanter als die polemischen Ausführungen sind heute jene „Briefe“, die das Verhalten des luzernischen

---

<sup>32</sup> Briefe 2. Die Schweizerische Kirchenzeitung schreibt dazu (1845, Nr. 43): „... einzelne Worte, selbst Sätze wollen in ‚lustigen Briefen‘ nicht kritisiert sein, ist nur der Gesamteindruck gut, und das ist er vollkommen, dafür sprechen auch die öffentlichen Zeugnisse... In jovialer, witziger und launenhafter Fassung bespricht der Verfasser delikate Tagesfragen auf eine Weise, daß ihm der Gegner nicht grollen kann. Das Ziel ist nicht hoch gesteckt; aber wenn dem Verfasser nur gelingt, den Gegnern etwelche bessere Meinung von den Katholiken beizubringen, so wäre seine Arbeit in dieser Zeit eminenten Intoleranz schon verdienstlich...“

<sup>33</sup> Brief an Gotthelf vom 1. Oktober 1845. Vgl. Anhang.

Klerus der Jesuitenfrage gegenüber kennzeichnen. Im Kapitel „Der Römling und seine Amtsgenossen“ finden sich weitere Ausführungen darüber.

Herzog war in diesen Tagen der Jesuitenberufung und der Freischarenzüge unablässig mit der Feder tätig. Der Zufall öffnete ihm die Spalten einer süddeutschen Kirchenzeitung.

Er hatte, ganz nach dem damaligen Geschmack der anekdotensüchtigen Kleinstadtpresse, folgende „Bekanntmachung“ in die Siegwartsche „Staatszeitung“ einrücken lassen:<sup>34</sup>

„Letzten Sonntag, da es nachts gegen neun Uhr ging, standen fünf Burschen mit Tabakspfeifen im Walde zwischen Urswyl und Ballwyl und sagten zueinander: ‚der B. Pf. muß auch dran glauben, der S...ment.‘ Es ist wohl möglich, daß sie Wort halten. Sollte ich daher an einem schönen Morgen tot im Bett liegen, oder erschossen auf dem Felde oder irgendwo gefunden werden, so mache ich hiemit allen bekannt, daß ich mich nicht etwa selber erschossen habe, denn ich möchte nicht, daß es mir ginge wie dem sel. Leu, und protestiere daher jetzt noch mit eigener Hand gegen jedwede Anklage auf Selbstmord, was ich hiemit alle Zeitungsschreiber, vorzüglich den Korrespondenten der A[ugsburger] Allg. Zeitung zu berücksichtigen bitte. Sollte aber das Inserat an die A. Allg. Zeitung schon vom Comité gemacht oder gar schon versendet sein, so erkläre ich im Voraus die Angabe, ich habe mich selber massakriert, für eine gottlose Lüge. B., den 5. August 1845. X. H. Pf.“

Die in Ausburg erscheinende Kirchenzeitung „Neue Sion“ brachte den Abdruck.<sup>35</sup> Herzog — wohl nicht wenig geschmeichelt — meldete sich sofort mit einem ausführlichen Artikel über die kirchlichen Zustände der Eidgenossenschaft und blieb von da an ständiger Schweizer Korrespondent der „Neuen Sion“.

Die süddeutschen Zeitungen gehörten zu den meistgelesenen der Schweiz. Hüben und drüben suchte man sich den kantonalen Pressegesetzen zu entziehen durch die Mitarbeit an ausländischen

<sup>34</sup> Staatszeitung der katholischen Schweiz. 1845 Nr. 64 (11. August).

<sup>35</sup> Neue Sion. Eine Zeitschrift für katholisches Leben und Wissen. 1845 Nr. 99 (19. August).

Blättern. Während die weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vorzüglich den radikalen Stimmen ihre Spalten öffnete, vertrat die „Augsburger Postzeitung“ den konservativen Standpunkt. Am gleichen Verlagsort erschien dreimal in der Woche die süddeutsche Kirchenzeitschrift „Sion“ und, seit 1845, in täuschend ähnlicher Aufmachung, die „Neue Sion, eine Zeitschrift für katholisches Leben und Wissen.“ Beide standen auf streng-kirchlichem Boden.<sup>36</sup> Während aber die „Sion“ wegen häufigen Wechsels ihres Herausgebers sehr ungleichmäßig redigiert wurde, wahrte die „Neue Sion“, bis zu ihrer Verschmelzung mit der alten im Jahre 1855, einen einheitlichen Charakter unter der Redaktion des Konvertiten und frühern protestantischen Pfarrers Carl Haas. Sie nahm durch gut geschriebene Leitartikel an allen praktischen religiösen Tagesfragen teil und warb besonders angelegentlich für die regelmäßige Abhaltung von Diözesan-Synoden. Durch ausgedehnte Beziehungen in allen Ländern suchte Carl Haas sich eine zahlreiche ausländische Leserschaft zu sichern.<sup>37</sup>

Auch mit Herzog knüpfte er persönliche Beziehungen an. Die Berichte des Schweizer Dorfpfarrers füllten denn auch in kurzer Zeit die längsten Spalten der Rubrik „Kirchliche Mitteilungen“. Eine Sammlung der Korrespondenzen ergäbe ein stattliches Bändchen Herzoglicher Zeit- und Selbstbetrachtungen.

Seine erste Besprechung vaterländischer Zustände zeigt den selbstbewußten Schweizer der Vierziger-Jahre, wie er die europäischen Geschehnisse in der Hand zu halten glaubte und deshalb so oft von fremden Diplomaten belächelt wurde.<sup>38</sup> In seinen engen Kantons Grenzen über-

<sup>36</sup> Löffler, Kl., Geschichte der katholischen Presse Deutschlands. München Gladbach 1924. 23.

<sup>37</sup> Haas, Carl, Die erste Liebe und der letzte Versuch oder Offene Bekenntnisse nach zweiundzwanzig in der katholischen Kirche verlebten Jahren. Augsburg 1866. 45. — Carl Haas trat später wieder aus der kathol. Kirche aus.

<sup>38</sup> Neue Sion. 1845 Nr. 115 (25. Sept.): es „haben sich in uns die Essenze aller Schulen, aller politischen und philosophischen Systeme konzentriert, sowie denn auch die christliche und unchristliche, alte und junge Theologie ihr Disputatorium bei uns scheinen aufgeschlagen zu haben. Diese Zustände und vor allem die Geschichte der jüngsten Vergangenheit haben im höchsten Grade das Interesse aller spekulativen und praktischen Männer erregt, so daß die Blicke aller nach unsern Hochgebirgen gerichtet sind, als müßte, wie von Hoch-

blickte er kaum die Ereignisse des Nachbarkantons. Dies war aber vielleicht gerade der Reiz seiner Nachrichten: sie holten dem Luzerner Bauern gleichsam vom Munde weg, wie er über die Vorgänge in seiner Heimat sprach und dachte, und erhellten so vielleicht deutlicher, als eingehende Besprechungen vermocht hätten, die Ursachen der gegenseitigen Verbitterung.

Herzog weiß wenig vom diplomatischen Vorspiel des Sonderbundskrieges. Aber er entwirft strategische Pläne für den Fall eines Angriffs, fühlt sich sicher innerhalb der wohlbesetzten Grenzen eines Kantons, der nach seiner Ansicht leicht eine Belagerung von vier Monaten aushalten könnte. Im Notfall baut er — wie jeder Bauer — auf den „groben Landsturm“:

„Das ganze Land ist eine Burg, und jeder Bewohner ist bewaffnet gegen einen Feind, dem es bei seiner ungerechten Sache, dem bösen Gewissen, auf fremdem Boden und bei dem Klagen der Sturmglocken nicht heimisch sein kann.“<sup>39</sup>

Auf solche Argumente stützte sich die Siegesgewißheit des Landvolkes; aber auch Siegwart-Müller scheint ja ähnliche geistige Waffen ins Feld geführt zu haben.<sup>40</sup> Den Kampf selbst sieht Herzog ganz im Zeichen eines Religionskrieges, und in diesem Sinne mag er auch seine Pfarrkinder aufgemuntert haben, „zu kämpfen für Jesum Christum und zu sterben für Ihn, der für sie gestorben“ sei.<sup>41</sup> Herzog zu rechtfertigen gegenüber dem radikalen Pressegeschrei der „Pfaffenhetz“ würde nicht leicht fallen: seine Bewunderung für den religiösen „Fanatismus“ seines Volkes kennt keine Grenzen.<sup>42</sup> Vom Ausgang des Kampfes glaubt er das Schicksal der katholischen Kirche

---

asien, so jetzt von uns aus das Menschengeschlecht seine Geschichte zum zweitenmal beginnen“.

<sup>39</sup> Ebda. 1847 Nr. 92 (3. August). Nach der Niederlage erschienen Herzog die Kriegsvorbereitungen allerdings in einem andern Licht. (Vgl. Baukunst 140).

<sup>40</sup> Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 43 f.

<sup>41</sup> Neue Sion. 1847 Nr. 132 (4. Nov.).

<sup>42</sup> Ebda.

in allen umliegenden Ländern abhängig. Trotz der erschütternden Niederlage blieb er einer von jenen, die aus der Vergangenheit nichts gelernt hatten. Da er alle Vorgänge zuerst nach ihrer religiösen Bedeutung wertete, übersah er, daß die kleinen Kantone bis jetzt eine politische Vorrechtstellung innehatten, die sich nicht weiter behaupten ließ. Er übersah, daß die Schweiz vor dem Europa der Zukunft als geschlossenes Gebilde dastehen müsse. Für wirtschaftliche und technische Neuerungen — auch die allernotwendigsten — brachte er wenig Verständnis auf und wies zuerst auf ihre Schattenseiten. Immer wieder berichtet er den Lesern der „Neuen Sion“ von seiner Flucht in jene Gegenden, die vom Umschwung noch wenig berührt waren, von Fußreisen im Oberwallis, das er wegen seiner „nationalen Halsstarrigkeit“ besonders liebte, von Wanderungen in den Graubündnertälern oder durch Urner Bergdörfer, wo er allerdings eines Tages, als er den verwahrlosten Zustand der Straßen und Häuser betrachtete und weder beim Kaplan noch beim Lehrer Tinte erhalten konnte, verzweifelt ausrief, „das konservative Zeug“ könne auch „ins Aschgraue“ gehen.<sup>43</sup>

Dagegen läßt sich in den Korrespondenzen der ersten Nachsonderbundsjahre leicht verfolgen, wie Herzog langsam zur Erkenntnis kam, daß nicht nur weltanschauliche Momente zu diesem Kampf geführt hatten, sondern in ebenso starkem Maße soziale Umstellungen. Die konservativen Regenten der Vierziger-Jahre waren Vertreter der reichen Bauernschaft gewesen. Was jetzt die politische Führung übernahm, war eine Schicht von Intellektuellen, die mit armseligen Mitteln ihre Studien bestritten hatten und nachher, von der Beamtenlaufbahn ausgeschlossen, in freien Berufen ihr erstes Auskommen suchen mußten.<sup>44</sup> Der Kampf um die Führung im Staat entschied über ihre Existenz; ob durch eine neue Rechtsordnung der

<sup>43</sup> Ebda. 1850 Nr. 109 (10. Sept.), Beilage Nr. 23.

<sup>44</sup> Müller, K., Philipp Anton von Segesser. Luzern 1924, II 165 f.

Jurist zu Ansehen komme, ob durch den Ausbau der Schulen neue Lehrkräfte notwendig würden, ob durch eine vernünftige Medizinalgesetzgebung der landesüblichen Kurpfuscherei der Riegel gestoßen werde, — alle diese Fragen waren eng verknüpft mit dem politischen Bekenntnis. Herzog hatte früher nur die ideellen Grundlagen des neuen Beamtentums gesehen. Nun zergliedert er es auch als soziales Gefüge und führt den Lesern der „Neuen Sion“ den Stand der Luzerner Aerzte und Advokaten vor.<sup>45</sup> Er hatte als Student die gleichen politischen Zukunftsträume gehabt, aber als Sohn hablicher Bauern und Handwerker bedeutete ihm ihre Verwirklichung keine unmittelbare Lebensfrage. Er kannte deshalb auch keine Entschuldigung für das gewalttätige Regime, das sich nun eröffnete.

Anfangs hoffte er auf einen Sieg der gemäßigten liberalen Richtung, wie sie Regierungsrat Jakob Kopp und seine Gesinnungsgenossen vertraten. Aber als sich die Volkswahlen immer mehr als ein Scheinmanöver herausstellten, ohne daß von jener Seite ernsthaft dagegen protestiert wurde, als von den Führern der neugebildeten konservativen Partei einer nach dem andern festgenommen wurde, als die Beschlagnahme unbeliebter Zeitungsblätter und Broschüren zur Tagesordnung zu gehören schien, da setzte er seine ganze Hoffnung auf den „konservativen Starrsinn“ des Luzernervolkes. Er rechnete ihm vor, daß ihm nach der neuen Verfassung nicht mehr zugestanden sei, als alle drei Jahre einen halben Tag zum Wählen, das treffe in sechzig Jahren etwas mehr als eine Woche Freiheit;<sup>46</sup> und er riet immer dringender ab von einer Verschmelzung mit dem „schlaun Kopp, der imstande wäre, selbst im Bunde mit den Konservativen und der Geistlichkeit, das Land Schritt für Schritt und Jahr für Jahr dem

---

<sup>45</sup> Neue Sion. 1851 Nr. 17 (8. Februar) und Nr. 34 (20. März).

<sup>46</sup> Ebda. 1851 Nr. 51 (29. April).

Radikalismus näher zu bringen.“<sup>47</sup> Aus den Berichten Herzogs geht auch deutlich hervor, daß der Luzerner Bauer noch lange Zeit eine Intervention auswärtiger Mächte erhoffte und daß er von jedem Regierungswechsel im Ausland einen sofortigen Rückschlag zu Gunsten oder zu Ungunsten der eigenen Machtansprüche erwartete.<sup>48</sup>

Eine furchtbare Enttäuschung bereitete dem Ballwiler Pfarrer das „innige religiöse“ Luzernervolk durch die Abstimmung über die Aufhebung der beiden Klöster St. Urban und Rathausen. Das Amt Hochdorf war das einzige, das den Antrag mit überwiegender Stimmenmehrheit verwarf. Steigers Lockmittel und Drohung, daß der Bauer die Kriegsschulden aus dem eigenen Sack bezahlen müsse, wenn die Klöster bestehen bleiben sollten, hatte viele Gemeinden abgehalten, eine Vetoversammlung einzuberufen. Die Aufhebung St. Urbans und die Verschleuderung seiner wertvollen Kulturgüter bedeuteten wohl den härtesten Schlag in Herzogs Leben. St. Urban glaubte er es danken zu müssen, daß der Kanton Luzern der Reformation widerstanden hatte; in St. Urban sah er auch das religiöse Bollwerk kommender Zeiten. Wenn in den

---

<sup>47</sup> Ebda. 1850 Nr. 23 (21. Febr.).

<sup>48</sup> Köstlich ist die Schilderung der Panik, die Napoleons III. Staatsstreich im Luzerner Bauerndorf auslöste (Neue Sion. 1852 Nr. 4): „Ihr hättet es sehen sollen bei uns, wie die Köpfe, die Ohren, die Augen, die Beine manövrierten, da von Frankreich die Kunde von Napoleons Streich berichtet wurde; wie an einem Drahte schlugen die Konservativen die Häupter, die lang und tief gebeugten, in die Höhe, und im gleichen Drahtzuge senkten sich die stolzen Radikalitäten bis tief, tief hinab. Jeder Bauer, jeder Häusler spitzte die Ohren, was wohl vorgegangen sein möge, und ob sie auch nichts wissen von politischen Kombinationen, so sagte es ihnen ihr republikanischer Instinkt, es sei etwas Apartes passiert, und da gingen sie, kaum halb angezogen, zum alten Ratsherrn, zum alt Gemeindeammann oder zum Pfarrer, oder wer sonst Zeitung liest, und fragten bloß: ist Napoleon rot oder schwarz, und als sie hörten: er hält es mit den Roten (in der Schweiz die Konservativen), da hoben sie die Köpfe gleich Güggeln (Hähnen) in die Höhe, wenn sie den kommenden Tag austrompeten wollen.“



folgenden Jahren gelehrte Theologen wie Johann Baptist Hirscher, ganz im politischen Denken ihres Jahrhunderts befangen, die Gesundung der kirchlichen Verhältnisse durch eine Revision der Kirchenverfassung herbeiführen wollten, so wies Herzog dagegen immer wieder auf die rein kirchliche Institution der Klöster als auf den sichersten Weg in die Zukunft.<sup>49</sup>

Alle diese Beobachtungen, Sorgen und Aengste flossen blutwarm in die Feder des Korrespondenten. Der Ton seiner Zeitungsberichte aber erhob sich nicht über die gehässige und derbe Ausdrucksweise der damaligen Luzernerpresse. Die vornehme Selbstbeherrschung und Sachlichkeit eines Philipp Anton von Segesser oder Georg Josef Bossard, der Führer der neu sich sammelnden Volkspartei, lag ihm nicht. Vom einzigen konservativen Blatt, das schon Ende 1847 zu erscheinen wagte, von der „Neuen Luzerner Zeitung“, behauptet er, sie tue so zahm und demütig, sei so neutral und friedliebend, daß sie vor Furcht fast nicht reden dürfe; sie halte den Hut immer in der Hand und beuge sich ehrerbietigst, wenn sie das Glück habe, mit der Regierung oder einem radikalen Parteimanne zu sprechen.<sup>50</sup> Und doch wanderte von ihren Herausgebern einer nach dem andern ins Gefängnis. Herzogs ausländische Berichte hingegen strotzen von spöttischen Ausfällen und gehässigen Verunglimpfungen führender Persönlichkeiten.

Kein Wunder, daß die Regierung auf den geistlichen Berichterstatter aufmerksam wurde, der so gut Aufschluß zu geben wußte über die Vorgänge im Kanton Luzern und so glänzende Charakteristiken seiner Politiker lieferte.<sup>51</sup> Sogar unscheinbare Ballwiler Dorfgeheimnisse wurden von ihm ausgeplaudert, in jeder Zeile verriet er sich

<sup>49</sup> Zustände 62.

<sup>50</sup> Neue Sion. 1848 Nr. 7 (15. Januar).

<sup>51</sup> Vgl. die treffende Schilderung Jakob Kopps. (Neue Sion. 1850 Nr. 23).

selbst. Im Jahre 1850 wurde er von der Regierung zur Verantwortung gezogen wegen nachlässiger Amtsführung. Herzog wußte sich vor dem bischöflichen Kommissariat so trefflich zu verteidigen, daß die Regierung keine weiteren Maßnahmen gegen ihn ergreifen konnte.<sup>52</sup>

Trotz dieser Aufsässigkeit von seiten der Behörden blieb Herzog der gleiche unerschrockene Berichterstatter. Als mit dem Beginn des Jahres 1856 die „Neue Sion“ mit der alten vereinigt wurde, schickte er auch an diese von Zeit zu Zeit seine kirchlichen und politischen Nachrichten.<sup>53</sup> Seine Korrespondenzen erfreuten sich wahrscheinlich großer Beliebtheit, denn sie wurden immer in aller Ausführlichkeit wiedergegeben. Sie verraten ein seltenes Talent volkstümlicher Publizistik, die die Sachlichkeit und Vollständigkeit des Berichtes vernachlässigt zugunsten der weitausgeführten persönlichen Stellungnahme. Immer neue Formen erfindet Herzog, um das Interesse wach zu halten: eine Reisebeschreibung unter dem Juvenalschen Motto „Difficile est, satiram non scribere“, eine Depesche aus dem Nationalratssaal, worin der Leser von der Tribüne herab mit Politikern und Traktanden bekannt gemacht wird, einen leidenschaftlichen Aufruf, als gelte die Korrespondenz nicht einer bayrischen Leserschaft, sondern den eigenen Pfarrkindern und Bauern. Mit dieser Gewandtheit der Darstellung verbindet er eine geistreiche Kritik an Personen und Zuständen, so daß ein bestimmter Leserkreis leicht übersehen konnte, daß den kirchlichen und politischen Darlegungen der Weitblick eines gründ-

---

<sup>52</sup> Staatsarchiv Luzern. Kirchenwesen V. Verwaltung der Disziplin. Einzelne Fälle. 1848—1850. Fach 9 Fasc. 7. 1850 August. Herzog, Xav., Pfarrer in Ballwil. Untersuchung gegen ihn wegen nicht Anzeige unsittlicher Handlungen des Lehrer Feer.

<sup>53</sup> Da die Zeitschrift „Sion“ mehrere Schweizer Korrespondenten hatte, zeichnete Herzog seine Aufsätze. Er wählte nacheinander folgende Namenszeichen: H, z\*, zg\*, Dx. Herzogs Aufsätze unterscheiden sich inhaltlich und stilistisch sehr deutlich von den übrigen Korrespondenzen, sind aber nur noch selten.

lich gebildeten Mannes fehlte, daß der Korrespondent nicht verstand, die Forderungen der Gegenpartei sachlich zu würdigen, um sie desto gründlicher zu widerlegen, daß endlich nicht selten ein witziges Wort den Gedanken ersetzen mußte.

Als der hitzigste Kampf vorüber war und sich die Gemüter wieder mehr den Fragen der öffentlichen Verwaltung zuwandten, da beschränkte auch Herzog seine Korrespondenzen auf rein kirchliche Mitteilungen. Er sah betrübt und beschämt, wie sich ein großer Teil der Luzerner Geistlichkeit wortlos unter das radikale Regime beugte, während die kirchentreuen Priester, die „Sonderbundspfarrer“, in allen ihren Unternehmungen streng beaufsichtigt wurden. Es galt, allen Zensurmaßnahmen zum Trotz, die kirchliche Erneuerung im eigenen Lande in Angriff zu nehmen. Dieser widmete Herzog fortan seine ganze Kraft.

### **„Der katholische Luzernerbieter“.**

Als regelmäßiger Korrespondent süddeutscher Kirchenzeitungen blieb Herzog in fortwährender Berührung mit den katholischen Bestrebungen Deutschlands. Auf seinen Reisen besuchte er mit Vorliebe bayrische und badische Städte. Noch bevor in der Schweiz die Katholiken sich gesammelt hatten und ihre offiziellen Vertreter an die Versammlungen des deutschen Piusvereins abordneten, nahm Herzog teil an geistlichen Konferenzen und Tagungen jenseits des Rheins. Ueberall suchte er nach dem Lösungswort, nach dem Allerweltsmittel, das den Wiederaufbau der katholischen Schweiz in die Wege leiten sollte. Verwirrter und ratloser als zuvor kehrte er gewöhnlich nach Ballwil zurück.

Fruchtbarer waren die Anregungen, die ihm aus dem Verkehr mit **Alban Stolz** erwachsen. Wahrscheinlich hatte Herzog ihm, wie ja auch dem Lützelflüher Pfarrer, seine beiden Produkte der Freischarenzeit übersandt, die

„Bilder aus dem Leben des Joseph Leu“ und die „Achtzehn neuen, lustigen Briefe“, und sich so als Volksschriftsteller verwandten Geistes ausgewiesen. Fortan blieb er in ständiger Berührung mit ihm.<sup>54</sup> Im Jahre 1850 wurde er von Stolz zur Mitarbeit an der neuzugründenden Zeitschrift „Ximenes“ aufgefordert. Herzog sandte Artikel. Das Unternehmen scheiterte jedoch am Mangel genügender Mitarbeiter.<sup>55</sup> Möglicherweise wurde der Ballwiler durch die „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ zu einem ähnlichen Unternehmen angeregt.

Um im eigenen Lande durch die Presse zu wirken, sah sich Herzog ganz auf die persönliche Initiative angewiesen. Der Kampfgeist der Vierzigerjahre war unter dem folgenden Gewaltsregime einer teilnahmslosen Erschlaffung gewichen. Auch der Klerus scheint den Widerstand aufgegeben zu haben. Philipp Anton von Segesser schreibt darüber im Sommer 1852 seinem Basler Freund Andreas Heusler:

„Die Geistlichkeit, die früher gewirkt, ist so eingeschüchtert, daß von daher kein Ton zu erwarten ist. Man darf sich darüber auch nicht wundern, da der elende Bischof sie vollständig im Stiche gelassen hat.“<sup>56</sup>

Bei Herzog ist dieselbe Mißstimmung gegen das untätige Oberhaupt der Diözese festzustellen. Wenn er auch nicht den Bischof selbst beschuldigt, so doch dessen Umgebung. Im Herbst 1852 berichtet er nach Augsburg:

---

<sup>54</sup> Zehn Briefe von Alban Stolz an Herzog sind erhalten. Sie wurden zwischen den Jahren 1846—1864 geschrieben. (Vgl. Kronenberg, Ignaz, Alban Stolz an Pfarrer Herzog über Hirscher. In: Vaterland 1926 Nr. 97, 103, 109. — Weitere Briefe von Alban Stolz an Pfarrer Herzog. In: Vaterland 1927 Nr. 19, 25, 31, 37, 43. — Ausgewählte Werke von Xaver Herzog. III 144 ff.) Ob Herzogs Antwortschreiben erhalten sind, konnte nicht ermittelt werden.

<sup>55</sup> Stolz an Herzog, Brief vom 5. Juni 1850.

<sup>56</sup> Briefwechsel zwischen Philipp Anton von Segesser und Andreas Heusler-Ryhiner. 1842—1867. Festgabe . . . . überreicht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft zu Luzern durch die Historische und antiquarische Gesellschaft zu Basel, 1932, 153 f.

„In Solothurn ist nach der Kirchenzeitung alles wohl auf und freut sich des Lebens; die Theologie zählte vier Theologen; nirgends wären Exerzitien so notwendig wie hier und auch so leicht; denn da sind ein halb Dutzend Domherren, welche nicht viel anderes zu tun haben, als ihre Kanarienvögel zu füttern und den Berometer zu beobachten.“<sup>57</sup>

Aehnlich sind seine Aeüßerungen über den allzu milden Geist der „Schweizerischen Kirchenzeitung“, die nach der Niederlage des Sonderbundes ihren Sitz von Luzern nach Solothurn verlegen mußte. Auch von daher scheint man keinen neuen Impuls erwartet zu haben; man konnte also nur durch eigenes Handeln vorwärts kommen.

Im Sommer 1853 erschien in der Offizin der Gebr. Räder ein 70 Seiten starkes Heftchen: „Der k a t h o - l i s c h e L u z e r n e r b i e t e r“, eine jährliche Zeitschrift von einem Landgeistlichen. Erster Jahrgang.“ In einem Vorwort steckte der Verfasser seinen publizistischen Kampfplatz ab: Politik werde keine betrieben, der „Luzernerbieter“ wolle nur Kirchenzeitung sein, und zwar eine gut katholische. Der Inhalt bot denn auch außer einer Abhandlung über das erste Kirchengebot beinahe übervorsichtig mehr Dokumentarisches als eigene Artikel: einen Lebensabriß des spanischen Priesters Jakob Balmes, eine Vorstellungsschrift der luzernischen Geistlichkeit bezüglich des Armenwesens und eine kleine Ueberschau kirchenpolitischer Vorgänge im Ausland (!): alles in allem ein harmloses Büchlein. Im zweiten Heft, das zu Beginn des neuen Jahres erschien, wagte der Landgeistliche schon eher, wider den Stachel des Liberalismus zu löcken. Die Polemik gegen eine Schrift von Propst Burkard Leu, dem „Papste“ der Luzerner Regierung, blieb zwar im kirchlichen Rahmen. Aber an die Betrachtung über die Sonntagsheiligung war ein Kalendergeschichtlein angeschlossen, „Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schießet in Luzern“, einfältig im Titel, aber geistreich spöttelnd über jene, die „sich haben müssen in

---

<sup>57</sup> Neue Sion. 1852 Nr. 111 (14. September).

den Gemeinderat wählen lassen". Unter der Rubrik „Weltlage" wurde man ferner daran erinnert, daß auch in der Schweiz, sogar im Luzernerbiet politisiert werde. Und da sich der Verfasser durch den Bericht von der Aufhebung des Lehrswestern-Instituts Baldegg schon einmal aufs Glatteis hinausgewagt hatte, suchte er wenigstens durch publizistische Verve Haltung zu wahren:

„Dort war," schreibt er, „einiges Weibervolk, arbeitete und betete, vielleicht mehr als eben recht, daneben hielten sie Schule und übernahmen die Obsorge in Waisenhäusern. Ihr Anzug — er hat mir auch nie gefallen — und ihr abgeschlossenes Leben erregten Verdacht: es sei ein unterirdisches Kloster dort unten, hieß es, und, was noch grauenhafter, sie stehen im Bunde, nicht etwa bloß mit dem Teufel, denn das wäre noch angegangen, sondern mit den Jesuiten! — Ein Extrazug führt zwei Räte hinab, die sog. Schwestern wurden zitiert, verhört über Glaube, Hoffnung, Liebe, Kreuz, Weihwasser und anderes, ein Protokoll ist aufgenommen, unterzeichnet, geschlossen, und heim in aller Stille; gleich darauf hieß es, das Kloster Baldegg sei aufgehoben, die Schwestern haben das Schloß zu räumen ohne Verzug. — Wenn eine Falschmünzerbande unter dem alten Turm entdeckt worden wäre oder gar eine Pulververschwörung, es hätte nicht energischer zugegriffen werden können. — Die Schwestern ihrerseits lassen remonstrieren, wollen kein Kloster sein, keine Affilierte! Gilt nichts, sie bleiben aufgehoben, das Schloß sogar untersucht, ob sich nicht etwa eine verkrochen habe. — Jeder aufrichtige Freund der Armen und der Schulen bedauerte ein solches Verfahren." <sup>58</sup>

Die Satire war bestes Propagandamittel. Durch den erfreulichen Absatz ermuntert, erschien der „Luzernerbieter" schon im folgenden Sommer wieder, um fortan, bis zum Jahre 1860, regelmäßig zweimal des Jahres herauszukommen.

Es gab wohl keinen Leser, der im „Landgeistlichen" nicht den Ballwiler Pfarrer erkannt hatte. Nichts zeigt so deutlich das Ansehen, das er sich bereits erworben, wie die Polemik, die sich anlässlich des neuen *Zehntgesetzes* gegen ihn erhob. Der Große Rat hatte ein Dekret genehmigt, wonach die bisher freiwillige Ablösung

---

<sup>58</sup> Luzernerbieter II 76 f.

der Zehnten und Bodenzinse in ein Obligatorium umgewandelt werden sollte. Die meisten Zehnten des Kantons gehörten dem Staat, der übrige Teil lag in den Händen der Geistlichkeit. Diese sah denn auch ihr Einkommen durch den festgesetzten Ablösungsmodus geschmälert und beschwerte sich darüber in einer Eingabe an die Regierung. Der Aufruf des bischöflichen Kommissariats und der vier Ruralkapitel an das vetoberechtigte Volk wurde noch in der Druckerei mit Beschlag belegt.<sup>59</sup> Herzog hatte sich schon lange heimlich lustig gemacht über die plötzliche Einigkeit unter den liberalen und konservativen Geistlichen, wie sie so, dicht „geschart um ihre Sion, den Kornspeicher, den schönen Tod für die Kirche“ sterben wollen.<sup>60</sup> Er ließ nun aber doch unter dem Titel „Veto! Veto! Erbarmet euch der Armen!“ ein Flugblatt erscheinen, gezeichnet: der katholische Luzernerbieter. Schon der Untertitel zeigt, daß er seine „Bauernfängerei“ mit bessern Mitteln zu betreiben wußte, als die übrige Geistlichkeit mit ihrer Appellation an die „Liebe zu Euerer heiligen Kirche.“ Nicht als zehntberechtigter Kirchherr spricht der Ballwiler zum Volk, sondern als Almosenspende, der sich nicht scheut, jene unter seinen geistlichen Mitbrüdern bloßzustellen, denen der Geiz „gleich dem Bieswind . . . durch Chor- und Ueberröck“ gehe. Die Geistlichkeit habe bis jetzt 7 % der Waisensteuer getragen, durch freiwillige Abgaben, wie die Almosen, Unermeßliches geleistet. Dies alles sei bei der Annahme des Zehntgesetzes nicht mehr möglich, da heute sowieso nur unbemittelte Söhne geistlich werden. Der humoristische Ton wurde in den eigenen Reihen gut aufgenommen. Die liberale Presse aber schalt den Verfasser einen „frivolen Zionspfaffen“,<sup>61</sup> der selbst auf der Kanzel

<sup>59</sup> Müller, K., Philipp Anton von Segesser, Luzern 1923. II 275.

<sup>60</sup> Neue Sion. 1852 Nr. 123 (12. Oktober).

<sup>61</sup> Tagblatt. 1854 Nr. 36 (6. Februar). Surseer Korrespondenz vom 3. dies.

in Ballwil das Witzereißer nicht lassen könne.<sup>62</sup> Und in dem Spottgedicht „Die große Vetoschlacht“ ließ man den „Herzig mit der Schwefelpfeif“ allen andern voran zum Kampfe schreiten.<sup>63</sup> Die Schlacht wurde trotzdem gewonnen; denn die Vetogemeinden verwarfen bei der Abstimmung mehrheitlich das Zehntgesetz.

„Der lustige Herzig mit der Schwefelpfeife“; das war fortan der Spottname, mit dem man die ländlich-burschikose Art des Ballwiler Pfarrers verhöhnte.<sup>64</sup> Selbst jene Männer, für die er in den Kampf trat, schienen sie nicht durchaus zu billigen. Als der Arzt und Historiker Hermann von Liebenau, dem Herzog in freundschaftlicher Weise zugetan war,<sup>65</sup> in Hurters „Katholischer Literaturzeitung“ in Wien den „Luzernerbieter“ rühmte, protestierte Siegwart-Müller, damals zu Straßburg, in einem Schreiben an Friedrich von Hurter gegen diese Lobeserhebung: der „Luzernerbieter“ sei „nichts weniger als von irgend welcher Gediegenheit in Inhalt und Form und der Verfasser desselben wohl ein jovialer Kumpan, aber kein

---

<sup>62</sup> Der Eidgenosse. 1854 Nr. 10 (3. Hornung). Ballwiler Korrespondenz vom 30. Jänner. — Entgegnung in der „Luzerner Zeitung“ 1854 Nr. 19 (13. Hornung). — Erneuter Angriff im „Eidgenossen“ Nr. 13 (13. Hornung): „Der Herr Pfarrer von Ballwil kann es selbst auf der Kanzel nicht lassen, Witze zu reissen. Vorletzten Sonntag schrie er auf einmal überlaut, die ganze Kirche in Staunen und Verwunderung setzend: ‚Kaust du de nid au di Kopf ufha und mi aluoge‘ — einen jungen stillen Menschen, der nicht etwa schlief, anglotzend — der aber bei einem Mann Knecht ist, von welchem der Hr. Pfarrer nicht immer das vierte Bein von der S . . . hat. — Wenn der Lustige mit der Schwefelpfeife in einer Kneipe zu lautem Lachen anregt, so hat dagegen der Hr. Pfarrer auf der Kanzel nur mitleidiges Kopfschütteln hervorgerufen und wahrlich die Gemeinde nicht sonderlich erbaut.“

<sup>63</sup> Die große Vetoschlacht. Eine wahre Geschichte, denen zur Warnung erzählt, so freventlich den Zehnten abschaffen gewollt. (Bürgerbibl. Luzern).

<sup>64</sup> Der Eidgenosse. 1854 Nr. 90 (10. Nov.).

<sup>65</sup> Widmung an Liebenau auf einem Exemplar der Kantonsbibl. Luzern.



gar musterhafter Pfarrer.<sup>66</sup> Herzog wußte um solche Aussetzungen unter der puritanischen Leserschaft, und er erklärte im siebten Heft (1856), es drücke ihn heimlich, daß der „Luzernerbieter“ bis jetzt nicht mehr als tausend Abnehmer gefunden habe, während er doch — „die wohlfeilste Zeitung, so weit die deutsche Zunge geht“ — um bloß fünf Batzen zu haben sei. Gerade von seinen Freunden habe er am meisten zu leiden:

„Ist man streng nach der Schule, trocken und systematisch und abstrakt, so liest das Volk so etwas nicht und die Herren auch nicht; läßt man sich zum Volk herab, redet seine Sprache, kleidet sich in seine Vorstellungen, diskurriert man frei mit Mannen- und Weibervolk, so ist man trivial, roh, läppisch, ungezogen und vor allem ungeistlich, wenn nicht gar unchristlich!“<sup>67</sup>

Je mehr sich Herzog mit politischen Gegenständen befaßte, desto unwesentlicher wurden diese Vorwürfe. Denn schon in kurzer Zeit sah der „Luzernerbieter“ einer Kirchenzeitung nicht mehr sehr ähnlich. Herzog setzte auf das Titelblatt des neunten Heftes (1857) seinen vollen Namen, „da, wenigstens in der Nähe, einen doch alles kennt und dafür haltet“, und politisierte nun ungescheut. Die kirchlichen und staatskirchlichen Fragen standen zwar auch jetzt noch im Vordergrund der Diskussion, aber der Kampf galt ebensosehr rein politischen Angelegenheiten: dem verhaßten Repräsentativsystem, der Partialerneuerung der Räte, der unnatürlichen Wahlkreiseinteilung, den Abstimmungs- und Wahlmanövern in den Gemeinden, der Handhabung der Zensur nach freiem Bedünken, der Aemterkumulation. Er trat für die Mitglieder des frühern Großen Rates in die Schranken, die zum größten Teil in ihrem Aktivbürgerrecht eingestellt oder mit ungeheuern Kontributionen belastet waren. In allen Verwaltungsfragen stell-

---

<sup>66</sup> Briefe von Konstantin Siegwart-Müller an Friedrich von Hurter. Hrsg. von Dr. Emmanuel Scherer O. S. B. Beilage zum Jahresbericht der kantonalen Lehranstalt Sarnen 1924/25. Sarnen 1925. II 128. Brief vom 6. Oktober 1855.

<sup>67</sup> Luzernerbieter VII 33.

te er sich auf den Standpunkt der Gemeindeautonomie; er wettete gegen die übermäßige Belastung durch die Anlage von neuen Straßen, die nur städtische Gepflogenheiten in die Dörfer brächten und den Bauern von der Landarbeit wegführten. Er wollte eine freiwillige Armenpflege und dafür niedrigere Armensteuern und suchte besonders in Erziehungsfragen das Mitspracherecht der Gemeinden geltend zu machen. Kein Heft erschien, in dem nicht der Fortschrittswahn der Neuzeit angeprangert wurde, der Festtaumel in Stadt und Land, die Ausartung der Freisinnigkeit zur Freisinnlichkeit bei der fortwährenden Zunahme der Wirtshäuser. Modernen Projekten zur Bodenverbesserung hielt er seine eigenen volkswirtschaftlichen Ansichten entgegen, wonach die aufgewendeten Mittel in einem vernünftigen Verhältnis zur Ertragsfähigkeit des Bodens stehen müssen. Der Güterteilung und Verarmung unter der Bauernschaft suchte er durch fortwährendes Wachhalten des Stammes- und Familienbewußtseins vorzubeugen.<sup>68</sup> Alle diese Fragen behandelte Herzog weniger selbständig anregend als geschickt propagierend. Was die kleine konservative Fraktion im Großen Rat verteidigte oder bekämpfte — man schritt darüber gewöhnlich zur Tagesordnung — das wurde im „Luzernerbieter“ aufgegriffen und in allen möglichen Formen als Kampfsartikel, als Erzählung, als Reisebericht, als Bücherrezension — dem Volke eingehämmert. In allen diesen Kantonsangelegenheiten konnte er mit dem Beifall der ganzen katholisch-konservativen Partei rechnen.

Wo Herzog aber die Haltung des Luzerner Bauernvolkes zur eidgenössischen Politik zu bestimmen suchte, da wurde er kaum von allen gebilligt. Hartnäckig wider-

---

<sup>68</sup> Die volkswirtschaftliche und soziologische Seite von Herzogs Schaffen wurde von Fachleuten eingehend behandelt und kritischer untersucht, als ich es zu tun vermöchte. Vgl. Schwendimann, Joh., Ein Luzerner Soziologe. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. 9 (1893) 419—429 und S.-A. — Schmidt, Georg C. L., Xaver Herzog

setzte er sich der Tatsache, daß die Zeit der Vierzigerjahre ein für allemal vorüber sei. Die Bundesverfassung von 1848 war und blieb in seinen Augen durchaus ein Diktat des Siegers, niemals eine Akte zur Wiederherstellung rechtlicher Zustände. Noch am Vorabend des Kulturkampfes schrieb er einen Artikel: „Wie daß man den katholischen Vorort in Luzern wieder herstellen sollte“ (Luzernerbieter 1869). Der erste Schritt dazu wäre, meint er, die Verbindung aller schweizerischen Diözesen.

Er glaubt, „daß aus Luzern leicht der Sitz eines Erzbischofs zu machen wäre, die kleinen Kantone brauchten sich nur von ihrem Provisorium in Chur loszumachen und in Verbindung mit Luzern ein eigenes Bistum zu gründen, um wieder zu vereinen, was auch schon beisammen gewesen.“

In gleicher Weise plant er eine Zusammenfassung der wissenschaftlichen Kräfte durch die Errichtung einer „Muster- und Pflanzschule“, eines Lehrerseminars für die ganze katholische Schweiz, und durch die Eröffnung eines Zentral-Gymnasiums, das leicht zu einer Akademie, einer Art Universität ausgebaut werden könnte. Die Krönung all dieser Bemühungen wäre schließlich eine politische Vereinigung.

Man erkennt bis in die letzte Einzelheit die Grundzüge der konfessionellen Politik Siegwarts. Auch er sah in der Errichtung eines schweizerischen Erzbistums eine unbedingte Notwendigkeit;<sup>69</sup> er gründete auf Theodor Scherers Vorschlag die „Borromäische Akademie“ zur Vereinigung der katholischen Schweizergelehrten und verwirklichte durch den Sonderbund die politische Zentralisation auf konfessioneller Grundlage. Aber während zur Zeit Siegwart-Müllers die konfessionelle Scheidung der Schweiz tatsächlich noch bestanden hatte und die schweizerische Politik stark konfessionell ausgerichtet

---

und der Stand der Bauern. In: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur. IX. (1929) Heft 5/6 235—250 und erweiterter S.-A. Zürich 1929.

<sup>69</sup> Briefe von Konstantin Siegwart-Müller. A. a. O. I (1924) 27.

war,<sup>70</sup> mußte die Verwirklichung der gleichen Idee zwei Jahrzehnte später fast unmöglich erscheinen.

Von allen Luzerner Parteigenossen und konservativen Publizisten konnte wohl Philipp Anton von Segesser eine solche Haltung der Kantonsgeistlichkeit am wenigsten billigen. Segesser haßte den streitbaren Katholizismus eines Görres<sup>71</sup> — Herzog verlangte eine Neuausgabe des „Rheinischen Merkur“. Segesser hatte Siegwarts Einladung zum Eintritt in die „Borromäische Akademie“ abgelehnt, weil ihn die Vermengung von wissenschaftlichen und politischen Zielen anwiderte.<sup>72</sup> Obwohl er später im Nachruf auf Siegwart-Müller die großen Ziele des Mannes anerkannte und würdigte, widerstrebte ihm auf allen Gebieten eine formalistische Organisation von Kräften, die sich auch ohne „geschriebenen und besiegelten Vertrag“ zusammenfänden.<sup>73</sup> Herzogs Art, jede weltanschauliche Frage in eine politische umzusetzen, jedes geschichtliche Ereignis zeitgenössisch-polemisch auszuwerten, ohne dabei über eine tiefere philosophische oder historische Bildung zu verfügen, konnte nicht nach seinem Geschmacke sein. Der Ballwiler Pfarrer hingegen war verständnislos für Segessers vornehme Objektivität und Wissenschaftlichkeit;<sup>74</sup> aber er bewunderte seine Gelehrsamkeit und spielte Segessers rein demokratisches Ideal gegenüber Kasimir Pfyffers Ideen aus. Segesser wußte wahrscheinlich bei seinem feinen Gehör für die

---

<sup>70</sup> Vgl. Segesser, Ph. A., Sammlung kleiner Schriften, Bern 1879. II 451 f. (Nekrolog auf Constantin Siegwart).

<sup>71</sup> Segesser, Erinnerungen. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. VI (1890) 194.

<sup>72</sup> Segesser, Fünfundvierzig Jahre. 9.

<sup>73</sup> Ebda. 41.

<sup>74</sup> In einer Besprechung von Segessers Rechtsgeschichte stellt Herzog eine „zu weit getriebene Objektivität oder Unparteilichkeit“ fest (Luzernerbieter X 55) und wundert sich bei den Kapiteln über Klerus, Kirchengut, Hierarchie und geistliche Gerichtsbarkeit, daß man so kalt und objektiv neben der Gegenwart vorbeifahren könne, „als ob da gar nichts geschehen sei.“ (Luzernerbieter IV 55).

Forderungen der Landschaft das mutige Auftreten und wahrhaft volkstümliche Talent des Ballwiler Pfarrers richtig einzuschätzen, wenn auch die Meinungen über die Formen der kirchlichen Wirksamkeit auseinander gingen.<sup>75</sup>

Der Zusammenschluß der Schweizerkatholiken war übrigens seit Jahren erfolgt, wenn auch nicht auf politischer, so doch auf kirchlich-kultureller Grundlage. Herzog hatte sich lebhaft dabei beteiligt und schon lange vorher gerade durch seinen „Luzernerbieter“ auf das neue Kampfmittel aufmerksam gemacht. Im Jahre 1854 übernahm Theodor Scherer die Redaktion der „Schweizerischen Kirchenzeitung“. Sofort kam ein neuer Geist in ihre Spalten. Die erste praktische Frucht seiner Bestrebungen war die Gründung des schweizerischen Piusvereins.<sup>76</sup> Die Anregung ging zwar von dem jungen Churer Professor und spätem Kernser Pfarrer Josef Ignaz von Ah aus, wurde aber von Scherer am tatkräftigsten unterstützt. Ueberall in der katholischen Schweiz bildeten sich Ortsvereine. In Beckenried tagten am 21. Juli 1857 zum erstenmal ihre Abgeordneten; Herzog war selbstverständlich dabei. In Aussicht genommen wurden die Pflege der katholischen Wissenschaft und Kunst und die Verbreitung volkstümlicher Schriften. An der Generalversammlung des folgenden Jahres (1858) nannte Präsident Scherer unter den empfehlenswertesten Organen den „Katholischen Luzernerbieter“. Eine Zeitschrift, die ebenfalls aus den Bestrebungen des Piusvereins hervorging und in den folgenden Jahren großes Ansehen erlangen sollte, waren die „Katholischen Schweizer-Blätter

<sup>75</sup> Segesser schreibt in einem noch unedierten Brief (10. April 1873) an Pfarrer Josef Ignaz von Ah, den „Weltüberblicker“ in Kerns: „Sie vermeiden das Triviale und Extravagante, das mein Freund mit der Schwefelpfeife Herzog oft mit Vorliebe kultiviert.“

<sup>76</sup> Mayer, Joh. Georg, Graf Theodor Scherer-Boccard. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz. Einsiedeln 1900, 99 ff.

für Wissenschaft und Kunst", gegründet 1859. Herzog leitete als langjähriger Präses die Geschäftsführung, beteiligte sich aber nicht als Mitarbeiter.<sup>77</sup> Für Fachzeitschriften hat er ja überhaupt nie geschrieben. Seine ganze Publizistik trägt bewußt und gewollt den Stempel der Volkstümlichkeit. Als Verfasser von kleinen Kalendergeschichten im „Luzernerbieter" hatte er die Lust zum Erzählen in sich wachsen fühlen. In den Sechzigerjahren wandte er sich immer mehr diesem Wirkungsfelde zu. Vereinzelt Nummern seiner Zeitschrift erschienen noch in den Jahren 1865, 1869 und 1871. Später stellte er seine bereits schwindende Kraft hauptsächlich der aargauischen „Botschaft" zur Verfügung; ihr Redaktor, Johann Nepomuk Schleuniger, der aargauische Katholikenführer, gab seit 1871 auch die „Schweizer-Broschüren für Volk und Gelehrte" heraus.<sup>78</sup>

Freimütigkeit ist das Kennzeichen der ganzen Publizistik Herzogs. Er focht nicht gegen die unbestimmte Macht des Zeitgeistes, sondern gegen jene, die ihn verkörperten: gegen Advokaten, Beamte, Aerzte, Lehrer, Wirte; und er scheute sich nicht, Namen zu nennen. Um seiner Offenheit willen übersah man ihm wohl manches, was in anonymen Zeitungsartikeln gerügt wurde. Vorlaut wie er war, schnitt er sich auch hie und da in den Finger. So wurde er im Jahre 1866 wegen seines Artikels „Kriminalisches" im „Luzerner Wahrheitsfreund"

---

<sup>77</sup> Nur zwei Artikel der „Kathol. Schweizerblätter" stammen aus Herzogs Feder: Rückblick auf das erste Halbjahr [der katholischen Schweizerblätter]. I (1859) 392—397. — Zur Erinnerung an Balthasar Estermann. X (1868) 175—183.

<sup>78</sup> Schweizer-Broschüren für Volk und Gelehrte. Jahrg. 1871, 4. Heft: Die neue Denkschrift der schweizerischen Bischöfe über die aargauische Vergewaltigung der kath. Kirche. In's Volkstümliche umgearbeitet und abgekürzt von X. H. — S.-A. unter dem Titel: Gib Acht, katholisch Aargau! Klingnau 1872. — Neue Schweizer-Broschüren, IV, Jahrg. 1, Heft: Von der religiösen Souveränität. Von X. Herzog. Solothurn 1878.

(Nr. 62) vom Statthalteramt Sursee zu zweimaligem Widerruf (Nr. 79 und Nr. 807) unter Namensnennung verurteilt. Sein Neffe, Fürsprech Adam Herzog-Weber, der spätere Ständerat, übernahm in großzügiger Weise die Verantwortlichkeit, da er „besser wegkomme, als Herr Onkel, auf den die Radikalen einen besondern Groll haben.“<sup>79</sup>

Nicht weniger Anstoß erregte seine Publizistik bei einem großen Teil der Kantonsgeistlichkeit. Als Reformator innerkirchlicher Zustände ist Herzog heute weit interessanter denn als politischer Publizist. Diese seine Bestrebungen sollen daher einer besondern Betrachtung unterzogen werden.

### **Der Römling und seine Amtsgenossen.**

Als Herzog durch die Herausgabe seiner Zeitschrift „Der katholische Luzernerbieter“ bereits in weitem Umkreis bekannt geworden war und von nah und fern besucht wurde, legte er in seinem Gartenhaus ein Fremdenbuch an, worin er sich seinen Gästen folgendermaßen vorstellte:

„Ich, Xaver Herzog, durch Gottes und des Generals Ludwig v. Sonnenberg Gnade Pfarrer von Ballwyl, Gerligen, Ottenhusen, Egereten, Gütsch, Hasli, Dürrenweid und Pfannenstil, sowie auch Frühmesser von Gibelflüh und Fuhr, Kapitular des hochlöblichen geistlichen Ruralkapitels Hochdorf, Vizeaktuar der Pastoralkonferenz, Präsident des Kirchenrates, Beisitzer der Waisenhaus-Kommission, ferner Korporationsbürger von Beromünster mit Strecke und Holz, gewesener zweiter Vikar in Wolhusen, erster Vikar in Eich, resignierter, freiwillig resignierter Kaplan von St. Martin in Münster, Vorsteher der Guttodbruderschaft allhier, Mitglied, aktives, mehrerer Bruderschaften, des hl. Rosenkranzes, des Skapuliers, der Herz Jesu Bruderschaft in Eschenbach und Wangen, Ehrenmitglied des Vereins zur Beförderung von Zucht und Sitten unter der Geistlichkeit, aktives Mitglied des historischen Vereins der V armen Kan-

---

<sup>79</sup> Tagebuch von A. Herzog-Weber, Ständerat. 1. Nov. 1863 bis 25. Juli 1895.

tone, verantwortlicher Herausgeber des weltberühmten kathol. Luzernerbieters, Verfasser der Schrift über ‚christlichen Kirchenbau‘ wie auch vieler anderer gedruckter und ungedruckter Werke und noch vieler zukünftiger, welche noch das Tageslicht nicht erblickt haben, Erbauer und Hersteller, Lehensmann und Eigentümer dieses uralten neuen Gartenhüslis. Orate pro nobis!“<sup>80</sup>

Einen Verein „zur Beförderung von Zucht und Sitten unter der Geistlichkeit“ gab es nicht im Luzernerland. In scherzhafter Bosheit hat Herzog diese Ehrenmitgliedschaft unter seine andern wichtigen und nichtigen Ämter gereiht. Es war seine Art, Interesse und Neigung seiner Leser oder Zuhörer für einen drolligen Vorschlag zu gewinnen, um dann vor den Ueberlisteten mit einem blutig-ernsten „Warum nicht“ herauszurücken. Warum keinen Verein, um Zucht und Wissenschaft unter den Geistlichen wach zu halten? — Gab es nicht überall noch Pfarrherren, deren einzige Lektüre die Zeitung war und das höchste Vergnügen — die Jagd?<sup>81</sup> Die innere Reform und Kräftigung der Kirche schien Herzog das wichtigste Gebot der Stunde; denn nur ein sittlich hochstehender, kirchentreuer und gebildeter Klerus konnte zum Kampf gegen den modernen Staat antreten.

Die ersten Bestrebungen dieser Art waren im Kanton Luzern von den Schülern des Landshuter Professors **J o h a n n M i c h a e l S a i l e r** ausgegangen. Alois Gügler und Joseph Widmer, die bedeutendsten unter ihnen, hatten in Wort und Schrift das aufgeklärte Patriziat, das liberale Bürgertum und die gleichgesinnte Geistlichkeit fortwährend angegriffen. Als Tübinger Theologe fühlte sich Herzog berufen, auch in der Schweiz das Erbe der

---

<sup>80</sup> „Fremdenbuch des pfärrlichen Sommerhausens 1857“, noch heute im Volke bekannt unter dem Namen „Gartenbuch des alten Balbeler.“ (Privatbesitz Kopp-Herzog, Beromünster). Vgl. Kronenberg, Ignaz, Das Gartenbuch des Pfarrers X. Herzog, Ballwil. (Der „alte Balbeler“). In: Vaterland. 1929 Nr. 35/37 und S.-A. Kronenbergs Lesarten sind nicht immer richtig.

<sup>81</sup> Vgl. z. B. Herzogs offenerziges Porträt von Pfarrer Rudolf Unterfinger in Menznau († 1855).



Landshuter Fakultät anzutreten. In der Verkündigung der katholischen Lehre sah er Sailers- und Hirscherschüler der gleichen strengkirchlichen Auffassung zugetan.

„Die Schüler Sailers sind genetisch, syllogistisch, logisch, philosophisch, während die theologischen Kinder Hirschers sich mehr auf unmittelbar evangelischen Boden setzen, mehr nach Anschauungen und Gefühlen als nach fixen Begriffen und strengen Nebenabteilungen ihren Stoff darlegen.“<sup>82</sup>

Dennoch teilte Herzog ein gewisses landläufiges Vorurteil gegen Sailers Mystik. Unter den Luzerner Theologen hatte diese Neigung Sailers auf Pfarrer Joseph Laurenz Schiffmann in Altishofen am stärksten eingewirkt. Er betrieb „Studien über animalischen Magnetismus, über Mystik und Theosophie“,<sup>83</sup> die nicht überall Verständnis fanden. Herzog war durch verwandtschaftliche Bande mit Schiffmann verknüpft;<sup>84</sup> sonst scheinen zwischen ihnen keine nähern Beziehungen bestanden zu haben. Sailers wie Schiffmanns Mystik war keine angelesene oder erst spät erworbene Geisteshaltung: beide hegten schon in der Jugend eine tiefe Neigung zu religiöser Verinnerlichung. Als Sailer zu gemütsverwandten Protestanten wie Lavater und Matthias Claudius in Beziehung trat, als er auch die „Wunderkuren“ des Vorarlberger Priesters Johann Josef Gaßner nicht rundweg ablehnte,<sup>85</sup> traf ihn von vielen Seiten der Vorwurf eines

<sup>82</sup> Ehrentempel I 23.

<sup>83</sup> Lütolf, Alois, Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailers und seiner Schule in der Schweiz. Luzern, 1860. 88.

<sup>84</sup> Herzogs Schwester Anna Maria war verheiratet mit Pfarrer Schiffmanns Bruder Ignaz, Färber in Luzern, später in Altishofen. Ihr Enkel, Kaspar Bossart, der spätere Fürstabt Thomas Bossart von Einsiedeln, besuchte in seiner Jugend oft das Ballwiler Pfarrhaus. Vgl. Segmüller, Fridolin, Abt Thomas Bossart. Einsiedeln 1925. 7. — Ferner: Schnyder, Michael, Ein Besuch beim alten Balbeler. In: Schweiz. Rundschau. XVII (1916/1917) 202—205.

<sup>85</sup> Auch von Niklaus Wolf ist bezeugt, daß er durch die Streit-schriften um Gaßner zuerst auf den Gedanken der Heilung durch den Glauben kam. (Ackermann, Joseph, Die Macht des christlichen Glau-

unkirchlichen Mystizismus.<sup>86</sup> Das gleiche beobachtet Herzog mit einigem Mißtrauen bei seinen Schülern:

„Es haftet der Schule von Landshut ein gewisser Mystizismus an, man mag in philosophisch oder theologisch heißen, und Schiffmann war nicht ganz frei davon; aber wer wollte Männern mit solcher Phantasie, solcher Tiefe, eine so ebenmäßige Nüchternheit und eine gerade Linie vorschreiben! Jede Schule und jede Zeit hat ihr Eigentümliches; und unser Kanton hat besonders Ursache, mit Dankbarkeit auf die Leistungen von Gügler und Widmer zurückzublicken.“<sup>87</sup>

Sailer- und Hirscherschüler hatten sich das Ziel gesetzt, der deutschen Theologie in der Schweiz zum Durchbruch zu verhelfen. Beide waren deshalb Gegner der Jesuitenberufung. Herzogs Urteil darüber ist außerordentlich bezeichnend; er sagt:

„Am meisten wurden von den Geistlichen die Jesuiten bekriegt, weil die deutsche Theologie von ihnen außer Kurs gesetzt, ja nicht einmal berücksichtigt werde. Das nun würde ich mit meinen einstigen Mitschülern am meisten und aufrichtig bedauern, da die Jesuiten schwerlich etwas Besseres aufs Tapet bringen werden. Eine chinesische Absperrung aber gegen deutsche theologische Wissenschaft ist gar nicht zu befürchten. Wenn die deutsche Theologie auch von den Jesuiten, was aber nicht zu erwarten ist, ignoriert würde und sie in ihrer Scholastik verharren, so haben hiefür Buchhandel, Zeitschriften, erwachtes theologisches Studium schon gesorgt, und es werden die jungen Geistlichen, die teils nach Sailer, teils nach Hirscher und Möhler gebildet sind, ohne Proselitenschmäherei durch Umgang und Mitteilug die Finsternisse der mittelalterlichen Theologie durch den milden Schimmer der hellen deutschen Wissenschaft, wenn nicht verdrängen, doch mildern.“<sup>88</sup>

Herzog offenbart sich hier als ausgesprochener Hirscherschüler. Der Tübinger und spätere Freiburger Professor und Domdekan hat zeitlebens die Scholastik abgelehnt. Im Unterschied zu Möhler, der seine früheren

---

bens. 28 f.) — Sein eigenes Wirken soll ebenfalls die Zustimmung Sailers gefunden haben. (Ebda. 41).

<sup>86</sup> Funk, Philipp, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik 1925. 86 ff.: Sailer und die Mystik.

<sup>87</sup> Ehrentempel I 37.

<sup>88</sup> Briefe 22.

Ansichten änderte, hielt er sie in seiner Unkenntnis der eigentlichen Hochscholastik für den einseitigen Versuch, das ganze Lehrgebäude der Kirche nur vernunftmäßig aufzubauen. In ihrer Wiedereinführung in die Theologie sah er deshalb die Bedrohung seines ganzen Lebenswerkes: die Versöhnung der Gegenwart mit dem Christentum durch eine religiöse Erfassung und Durchdringung des g a n z e n Menschen.<sup>89</sup>

Auch die Jesuitengegner unter den Laien ließen sich in ihrem Urteil stark von ausländischen Autoritäten beeinflussen. So bezeugt Segesser, daß er selbst das Lehrtalent der Jesuiten hoch schätzte, daß ihn aber Jarckes Meinung vom niederen Stand ihrer Wissenschaft nicht gleichgültig ließ.<sup>90</sup> Auch Eutyck Kopps hartnäckige Ablehnung der Jesuiten fand am österreichischen Staatskanzleirat eine kräftige Stütze. Jarcke schrieb am 14. März 1843 aus Wien:

„So wenig ich glaube, daß die heutigen Jesuiten die von Gott berufenen Werkzeuge zur Restauration der Wissenschaft sind, — und so sehr ich es beklagen würde, wenn denselben irgendwo in Deutschland die Erziehung, zumal die höhere, als Monopol verliehen würde, — so hoch schlage ich anderseits die seelsorgerliche und auf das Volk wirkende, praktische Tätigkeit der Jesuiten an. — ...“<sup>91</sup>

Es ist auffallend, wie sehr mit diesem Urteil des österreichischen Staatsmannes und Gelehrten die Auffassung des einfachen Luzerner Landpfarrers übereinstimmt. Auch bei Herzog hatte das „Für oder Wider“ langen Abwägens bedurft. Sein einstiges kindliches Mißbehagen gegenüber dem Schulbetrieb der Freiburger Jesuiten hatte in Tübingen die Bestätigung durch gelehrte Theologen gefunden. Doch wie Jarcke sein eigenes, durch die Auseinandersetzung mit den Jesuiten in Rom geprägtes Ur-

<sup>89</sup> Schiel, Hubert Fr., J. B. Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 209 f.

<sup>90</sup> Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 14.

<sup>91</sup> Lütolf, Alois, Joseph Eutyck Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker. Luzern 1868. 188.

teil<sup>92</sup> nicht zum Glaubenssatz erhob und ihre Seelsorgetätigkeit empfahl, so erwog Herzog die befürwortende Meinung seiner Pfarrkinder und hat — wie er von andern sagt — „am Ende dem Wunsche des Volkes allfällige Liebhaberei großmütig aufgeopfert.“<sup>93</sup> Auch er ist ja der Ansicht, der Einfluß der Jesuiten auf die jungen Theologen werde allgemein überschätzt. Während also ein großer Teil der Kantonsgeistlichkeit durch ihren einseitigen Gelehrtenstandpunkt eine gefährliche Spaltung heraufbeschwor, hat Herzog durch seine Anlehnung an die Volksmeinung den richtigen Ausgleich gefunden.

Wenn er so in seinem Urteil über die Jesuiten von den Schulmeinungen deutscher Theologen abrückte, so schloß er sich doch in seinen Bestrebungen zur innern Reform der Kirche eng an seine Lehrer an. Durch den Umschwung von 1847 war die kirchliche Selbständigkeit von neuem bedroht. Umso begieriger griff Herzog jede Anregung zu ihrer Befreiung und Erstarkung auf und leitete sie weiter.

Johann Baptist Hirscher, damals Freiburger Professor und Domkapitular, war ihm in allem Wegweiser und Vorbild. Er galt als hartnäckigster Verteidiger der Kirche im badischen Kirchenstreit unter Erzbischof Hermann von Vicari, zugleich aber auch als kühner Erneuerer kirchlicher Zustände. Seine Person war umstritten, seine treukirchliche Gesinnung bis vor den Apostolischen Stuhl verdächtigt durch die unheilvolle Zwischenträgerei Friedrich v. Hurters und seiner unmaßgeblichen Freiburger Gewährsmänner.<sup>94</sup> Die gehässigsten Angriffe jedoch gingen im Jahre 1842 von der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ aus; sie nannte ihn einen „Feind Roms“, „einen hochmütigen Komödianten“, der eine

<sup>92</sup> Vgl. Fleig, Edgar, Jarckes italienische Reise. Unveröffentlichte Briefe. In: Hochland 37 (1939/40) Heft 4 und 5.

<sup>93</sup> Briefe 12.

<sup>94</sup> Schiel. a. a. O. 72 ff.

„deutschtümelnde Nationalkirche“ zu seiner fixen Idee gemacht habe.<sup>95</sup> Auf die Forderung der Schweizer Hirscherschüler ließ sich der Herausgeber der Zeitung zu einer notdürftigen Ehrenrettung herbei.<sup>96</sup> Sofort richteten die Hirscherschüler in Luzern ein Ergebungs schreiben an ihren einstigen Lehrer und veröffentlichten einen Sonderabdruck der in der Freiburger „Zeitschrift für Theologie“ (1843 IX 375 ff.) erschienenen Verteidigung Hirschers.<sup>97</sup>

Hirschers Verhältnis zu Rom wurde noch gespannter, als er 1849 seine Beobachtungen über „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“ veröffentlichte, die überall den heftigsten Widerspruch hervorriefen.

Er vertrat darin die Ansicht, daß die vom Frankfurter Parlament ausgesprochene vollständige Trennung von Kirche und Staat eher eine Schwächung der Kirche bedeute, die nur durch eine weitgehende Demokratisierung und Laisierung der kirchlichen Verwaltung behoben werden könne. Als geeignetstes Mittel schlug er die regelmäßige Einberufung von Diözesansynoden vor, an denen auch Laien beteiligt sein sollten. Die Synode soll aber nicht nur beratende und kontrollierende Behörde sein, sondern feste Beschlüsse fassen können und in einzelnen Fällen auch richterliche Funktionen ausüben.

Anregungen dieser Art mußten im höchsten Grade Herzogs Interesse erregen. Er machte es sich sofort zur Aufgabe, „Hirschers Schrift in Bezug auf die Schweiz wiederzugeben, dieselbe sozusagen ins Schweizerdeutsch zu übersetzen“ und veröffentlichte als anonymes „Schüler Hirschers“ seine Abhandlung „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart von Hirscher, besprochen mit Rücksichtnahme auf die kirchlichen Zustände der Schweiz“. Da Hirschers Schrift jedoch in der

<sup>95</sup> Schweizer. Kirchenzeitung. 1842 Nr. 25 (18. Juni) 396 f., Nr. 35 (27. August) 563 f. und Nr. 38 (17. September) 607 f.

<sup>96</sup> Ebda. 1842 Nr. 39 (24. September) 624 f.

<sup>97</sup> Schleyer, Hirscher und seine Ankläger. Mit einem Vorwort von Schülern Hirschers in Luzern und einer Korrespondenz derselben. Luzern 1843. — Die Unterschriften des Sendschreibens an Hirscher sind nicht abgedruckt.

radikalen Luzerner Presse günstige Aufnahme gefunden hatte, suchte Herzog vorerst Erkundigungen einzuziehen über die Beurteilung Hirschers in maßgeblichen Kreisen. Er schrieb deshalb an Alban Stolz, mit dem er seit Jahren korrespondierte. Stolz, damals Freiburger Professor für Pastoraltheologie und Pädagogik und intimer Freund Hirschers, konnte ihn nur beruhigen. „Die Geschichte wegen Hirscher wird zuletzt nicht so arg sein, als sie vielen vorkommen will“, schrieb er am 14. November 1849 zurück. „Ich habe mit Döllinger mich darüber gestritten und dabei gesehen, daß selbst dieser scharfsinnige Mann gerade keine inquisitionsmäßige Artikel darin unwidersprechlich nachzuweisen wußte.“

Inzwischen kam Hirschers Schrift auf den Index und Herzog zog es wahrscheinlich vor, seine eigene Besprechung nicht allzu bekannt werden zu lassen.<sup>98</sup> Zwar war er seinem Lehrer gefolgt, „ohne in verba magistri zu schwören“, in der klaren Erkenntnis, daß Hirscher in der Aufdeckung von Uebelständen ebenso praktisch sei, als seine Rettungsmittel und Verbesserungsvorschläge oft unpraktisch und verfehlt erscheinen.<sup>99</sup> Aber gerade im vielangefochtenen Verlangen nach *Diözesansynoden* hatte er Hirscher begeistert unterstützt — wenn er auch bedauernd einräumen mußte, daß der gegenwärtig herrschenden politischen Maxime gegenüber an eine wirksame Synode nicht zu denken sei. Der Zuzug von Laien wäre in der Schweiz zum voraus auszuschalten, da sonst die Synode in kürzester Zeit als totes Glied in den staatlichen Mechanismus eingeschaltet würde. Auch mit einem rein geistlichen Institut sei übrigens vorläufig nicht zu rechnen. Die Bischöfe der Schweiz hätten bis dahin die

<sup>98</sup> In der „Neuen Sion“ (1850 Nr. 8) hatte Herzog seine anonyme Schrift empfohlen, da sie durch ihre Mäßigung, Offenheit und Frische alles Zutrauen verdiene. Doch in der „Schweiz. Kirchenzeitung“ erschien keine Besprechung.

<sup>99</sup> Zustände 61.

Meinung durchblicken lassen, die Angelegenheiten der Diözese mehr im monarchischen Sinne zu führen als im konstitutionellen oder gar demokratischen. Was aber den niedern Klerus betreffe, so sei kaum anzunehmen, daß dieser jetzt schon mündig sei für das Synodalwesen.

„Bei den einen fehlt die Hauptsache“, tadelt Herzog, „die Teilnahme an dem Schicksal der Kirche; bekümmern sie sich kaum um ihre Pfarrei, und sind sie zufrieden, wenn niemand mit ihnen besonders unzufrieden ist, wie sollten sie sich um etwas mehreres annehmen! Andere sind reine Empiriker, von Idealität ist da keine Rede, ja alles, was aus dem fünfzigjährigen Geleise herauszugehen droht, macht ihnen Angst und Schrecken; bei den Konservativen herrscht Mißtrauen gegen die Liberalen, und umgekehrt; Versuche zu gemeinschaftlichen gelehrten Bestrebungen scheitern in den ersten Wochen, die Konferenzen werden sehr oft unfleißig besucht und fruchtlos abgehalten; allfällige Kapitelversammlungen lassen an ihrer Dürre und Hitze, der Profusion an Reden in nichtssagenden Dingen und bei der Interesselosigkeit und dem Stillschweigen für wahrhaft Ersprößliches leicht ein Bild einer künftigen Synode prognostizieren.“<sup>100</sup>

Es war im Grunde genommen die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Staat, worüber man sich nicht einigen konnte. Sie brachte immer neuen Zündstoff unter die Geistlichen verschiedener politischer Färbung. Hirscher hatte seiner Schrift die Tatsache der Trennung zu Grunde gelegt, ohne sich in eine Diskussion über Vor- und Nachteile der im 19. Jahrhundert vielumstrittenen Koordinationslehre einzulassen.<sup>101</sup> Herzog nahm kühn Stellung dazu. Er hütete sich, der alten Ordnung der Dinge das Wort zu reden. Sah er auch die Restaura-tionsperiode im verklärenden Schimmer einer völligen Harmonie beider Mächte, so beklagte er doch diese innige Verbindung als das eigentliche Unglück für die Kirche; „denn es war in dem leicht vorauszusehenden Sturme alles aufs Spiel gesetzt. Unterliegt die Regierung, so reißt sie die Kirche mit in ihren Fall hinab, in die Ge-

<sup>100</sup> Zustände 43 f.

<sup>101</sup> Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. IV (1937) 190 ff.

fangenschaft.“<sup>102</sup> Der Luzerner Landpfarrer hatte leichten Herzens von der alten Ständeordnung Abschied genommen. Er erwartete zuversichtlich, daß der neue Verfassungsstaat der Kirche die gleichen Freiheiten bringen würde wie dem Individuum. Er hatte sich für den Aufstand der irländischen und polnischen Katholiken begeistert. Und, als im eigenen Land der Freiheitstraum zu lauter Illusionen zerplatzte und die neue Verfassung im Gegenteil alle kantonale und konfessionelle Eigenart zu vernichten drohte, rief er im Sonderbundskrieg ungescheut zu den Waffen für den Kampf um die katholische Kirche. Nach der Niederlage wurde die staatliche Bevormundung noch erdrückender. War nun nicht die Zeit gekommen für eine Trennung von Kirche und Staat? — Herzog lehnte sie immer noch ab; nicht weil er, wie Hirscher, die staatliche „Unterstützung“ zu schätzen wußte, sondern weil er in der optimistischen Vorstellung befangen war, die Kirche werde auf dem Wege durch das Volk wieder an Ansehen gewinnen. Zwar hatte Hirscher ausdrücklich gewarnt:

„Nur sich nicht auf die Massen verlassen! Diese sind ewig unzuverlässig... Nicht die Massen sind die Nation, der Mittelstand, namentlich die in der Gesellschaft durch Talent, Kenntnisse, Amt oder Vermögen höher Stehenden sind die Nation.“ Aus diesen Reihen drohe der Kirche der schärfste Angriff, diese gelte es daher zuerst zu gewinnen.<sup>103</sup>

Dieser Warnung hielt Herzog entgegen, daß die Kirchentreu des Schweizervolkes noch unerschüttert sei:

„Auf dem Lande und auch größtenteils in den katholischen Städten wohnt ein sehr fester lebendiger Glaube an die Kirche und ihren reichen Inhalt; der Gottesdienst wird sogar an Werktagen recht fleißig besucht, die Sakramente mit Andacht empfangen, und die Sittlichkeit ist vielleicht eine der reinsten weit und breit. Auch von den sog. Radikalen gilt das, dank einer sehr oft vorkommenden

---

<sup>102</sup> Zustände 17.

<sup>103</sup> Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1849. 58 f.



Inkonsequenz, eines alltäglichen Widerspruchs zwischen Denken und Handeln, Kopf und Herz . . ." <sup>104</sup>

Vergleicht man diese Ausführungen aus dem Jahre 1849 mit jenen spätern im „Katholischen Luzernerbieter“ über die zunehmende Unsittlichkeit, über die Sonntagsheiligung, über den Mangel an Geistlichen, so wird es einem klar, daß Herzog erst unter dem Zwang der Verhältnisse zum Schwarzseher geworden ist. Der Väterglaube wurzelte mit solcher Stärke und Selbstverständlichkeit in ihm, daß er zuerst den religiösen Indifferentismus auch dort noch nicht sehen wollte, wo er sich spöttisch selbst ankündigte. In beinahe kindlicher Verblendung suchte er seine Luzerner Landsleute gar zu beschwichtigen:

„Von unserm Radikalismus ist nicht so viel zu befürchten als von dem deutschen; denn unsere Regierungen haben bis anhin in ihren Erlassen sich noch immer als zur Kirche gehörig betrachtet und ausgegeben. Die Verfassung verlangt von ihnen den katholischen Glauben oder setzt ihn als gewiß voraus, sie sind durch die Geschichte des Landes, alte Gesetze und Uebungen an die Kirche gebunden, sie selber persönlich stammen aus dem Volke, und wenn sie auch ex officio ‚recht verflucht radikal‘ tun und nach der Kirche nichts zu fragen scheinen, so sind sie innen doch besser, als sie äußerlich sich zeigen, und die Praxis ist auch hier nicht immer der verkehrten Theorie entsprechend.“ <sup>105</sup>

Herzog kannte, als er dieses schrieb (1849), noch nicht im vollen Umfange die recht- und unrechtmäßigen Machtmittel eines Minoritätenregimes, das sich zu behaupten weiß. Nach zehn unruhevollen und hoffnungsleeren Jahren verlangte auch er die Aufhebung des alten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und als letzten Ausweg — den man schon vielerorts beschritten hatte — den Abschluß eines Konkordats. <sup>106</sup>

Der größte Hemmschuh auf dem Weg zur Verselbständigung der Kirche war der Feind im eigenen Lager:

<sup>104</sup> Zustände 14 f.

<sup>105</sup> Ebenda. 19 f.

<sup>106</sup> Luzernerbieter XII (1859) 27.

die liberale Geistlichkeit des Kantons. Herzog sah in ihrer Einstellung fast durchwegs einen Verrat an der eigenen Sache zugunsten äußerer Vorteile.

Mit beißendem Hohn stellte er ihnen die unwürdige Theaterzene einer Pfründenbesetzung vor Augen, wo sich die „stolze, unbändige Levitenschaft so tief vor dem Magistraten, der jetzt fast überall Kollator oder Patronus ist, verdemütigen muß und er ungefähr folgende Huldigung von dem devoten Kandidaten in Empfang zu nehmen hat: man sei denn nicht von jenen, die auf Extremitäten herumritten, man wisse es wohl, man sei zu weit gegangen, hätte dem Geist der Zeit mehr Rechnung tragen, überhaupt mehr Liebe zeigen sollen. Nun gottlob, der Ultramontanismus sei beseitigt, eine gemäßigte Partei, der man eigentlich immer angehört, stehe nun wieder fest. Die Kirche dürfe sich zu so einer Regierung Glück wünschen, und man werde es nie vergessen, aus welchen Händen man das Brot habe...“<sup>107</sup>

Den Versuch zur Uebereinstimmung kirchentreuer Gesinnung mit den herrschenden staatskirchlichen Grundsätzen bezeichnet Herzog kurzweg als „die politische Quadratur des Zirkels“.<sup>108</sup> Er wußte, wie weit sich eine solche Einstellung mit dem Studiengang des Geistlichen entschuldigen ließ; denn er war selbst zu einer Zeit zum Priester herangebildet worden, wo „die Theologie je nach dem politischen Systeme bald ultramontan, bald liberal gelehrt wurde“.<sup>109</sup> Seither hatte sich die staatliche Bevormundung noch verschärft.

„Denn jetzt“, bemerkt er boshaft, „kann eine Regierung zu ihrer Anstalt nur sagen: ich will fünf Radikale, zwei Halbradikale und einen Ultramontanen, so werden sie ihr ohne weiteres geliefert, wie die Bürsten aus einer Fabrik, wie die ‚Muttergöttesli‘ aus Einsiedeln.“<sup>110</sup>

Aber solche Zustände bewirken nach seiner Meinung keinen Freispruch vom Vorwurf der Charakterlosigkeit und der geistlichen Aemtersucht.

---

<sup>107</sup> Zustände 26 f.

<sup>108</sup> Ehrentempel III 83.

<sup>109</sup> Zustände 36.

<sup>110</sup> Neue Sion. 1852 Nr. 89.

Herzog focht nie im Leeren; er bekämpfte nicht die Systeme sondern ihre Träger. Die Geistlichkeit traf er am empfindlichsten; denn er schonte weder Stand noch Namen. Selbst schuldige Ehrerbietung vergaß er in der Hitze des Gefechts. Als Stadtpfarrer Georg Sigrist — sein einstiger Vorgesetzter in Wolhusen — der lange von der liberalen Regierung begünstigt wurde, sein Amt niederlegte, teilte Herzog dies der „Neuen Sion“ in höhnischen Worten mit.<sup>111</sup> Die häufigsten und schärfsten Angriffe jedoch richteten sich gegen das Haupt des freisinnigen Klerus, gegen J o s e f B u r k a r d L e u, Professor der Theologie in Luzern und Stiftspropst zu St. Leodegar. Dieser hatte mit staatlichem Stipendium, das ihm durch Eduard Pfyffer vermittelt, nach Herzogs Behauptung „aufgedrungen“ worden war, an deutschen Universitäten studiert, sechs Semester in Tübingen, zwei weitere unter den protestantischen Theologen Berlins. Die Tübingerjahre (1829—1832) legten seine Geistesrichtung für das ganze Leben fest. Er verließ das Wilhelmstift zu einer Zeit, als man dort dem Primat noch nicht die volle Anerkennung zollte und das katholische Luzernervolk deshalb die Achseln zuckte über einen „Deutschen“. Dennoch blieben die mitgebrachten Kollegienhefte Leus Lebensdoktrin. So kam es, daß sowohl er wie seine Gegner in allen Kampfschriften Hirscher und Möhler als höchste und letzte Autoritäten zitierten. Möhler aber hatte sich gewandelt, Hirscher mußte manches widerrufen; Leu dagegen war stehen geblieben. Die Hand, die ihm das Studium erleichtert hatte, übertrug ihm sofort nach seiner Rückkehr aus Berlin eine Professur an der theologischen Lehranstalt in Luzern. Auch nach der Zurücksetzung unter der Vierzigerregierung wirkte er wiederum in führender Stellung als Erziehungsrat, Professor, Stiftspropst und Domkapitular.

---

<sup>111</sup> Ebda. 1852 Nr. 147.

Durch seine Schriften hatte Burkard Leu seinen Gegnern mehrmals Anlaß zur Auseinandersetzung gegeben. Die schärfste Herausforderung war seine „Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands“ (1853), worin er gegen die dogmatische Festlegung der unbefleckten Empfängnis Marias auftrat, über „Jesuitismus“ referierte und an Hand von Vorkommnissen des badischen Kirchenstreites allgemeine kirchenpolitische Fragen erörterte. Auch Herzog trat auf den Kampfplatz, noch bevor die Indizierung der Schrift ausgesprochen war. Seine Rezension der Leuschen „Warnung“<sup>112</sup> kennzeichnete durchaus seine Stellung zur liberalen Geistlichkeit. Leu hatte seine gesamte Beweisführung alten und neuen Büchern entnommen. Und diese Schulstubenweisheit liberaler Geistlichen, ihre Manier, die Welt durch die Gelehrtenbrille zu betrachten, versetzte den Ballwiler Pfarrer jedesmal in eine Art Bauernzorn, worin er sich gerne ungebildeter zeigte, als er es wirklich war.

„Wir sind viel zu rural, um die vielen Zitate... zu prüfen“, sagt er, „und es wäre wohl möglich, daß Herr Leu recht hätte, wenn Bücher das oberste Urteil in der Welt und für die Welt wären; aber der Buchstabe tötet und der Geist macht lebendig. Ein einziger Blick in die Lage der Kirche, welche, wie in Baden, dem radikalen Staat unterworfen ist, eine einzige Pfarrwahl usf. kann dem, der es sehen will, mehr Licht geben, als große dicke Bücher.“

Viele unter dem liberalen Fortschrittsregime aufgewachsene Theologen taten sich auf ihre Bildung etwas zu gute, sahen in ihr geradezu das unterscheidende Merkmal konservativer und liberaler Priester. Professor Eduard Herzog, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz, Neffe und Schüler Burkard Leus, dessen kirchliche Richtung, nach eigener Aussage, für ihn wegweisend war, erinnerte sich mit Stolz und Freude an das Mahn-

<sup>112</sup> Luzernerbieter II (1854) 58 ff. In den Jahrgängen 1853—58 (Heft I—X) seines „Luzernerbieters“ besprach Herzog regelmäßig alle Neuerscheinungen des kantonalen Büchermarktes.

wort eines jung verstorbenen Studienfreundes: „Hörst du, wenn wir auch als katholische Priester liberal bleiben wollen, müssen wir mehr wissen als die andern.“<sup>113</sup> — Herzog selbst hätte sich durch seine Belesenheit in der theologischen Literatur mit den meisten Kollegen messen können. Wenn Leu Hirscher zitiert, pariert er mit demselben Autor, wenn Leu Montalembert anführt, so schlägt er im gleichen Buch einige Seiten um und tupft mit dem Finger auf einen Passus über die Zustände der Schweiz. Aber er haßte dieses Totschlagen von Büchern mit noch dickern Büchern, hielt den Gegnern die Wirklichkeit vor Augen und verharrte als Schriftsteller in der volkstümlichen Art eines Alban Stolz, für die Leu nur ein spöttisches Lächeln erübrigen konnte.<sup>114</sup>

Während also Herzog bei der liberalen Geistlichkeit als Römling verschrien war, wurden andererseits seine Anregungen vielfach als zu neu und zu gewagt abgelehnt.

Er rückte immer wieder mit der Frage heraus, „ob nicht eine Art geistlicher Akademie ins Leben zu rufen wäre, durch welche mehr wissenschaftliche Tätigkeit unter den Pastoralklerus gebracht und zugleich reguliert werden könnte, um zu gleicher Zeit den Gelehrten von Profession Gelegenheit zu geben, ihr Wissen populär zu machen und an Mann zu bringen durch eine Art Konferenzen und durch Preisaufgaben oder irgend eine —.“ Enttäuscht bricht Herzog mitten im Satze ab und fügt nur noch resigniert hinzu: „Ich wollte, ich hätte nichts gesagt!“<sup>115</sup>

---

<sup>113</sup> Herzog, Eduard, Stiftspropst Josef Burkard Leu und das Dogma von 1854. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des vatikanischen Konzils. Bern. 1904. 8.

<sup>114</sup> Leu zitiert in seiner „Warnung“ (52 f.) den Satz des Jesuiten Weninger, daß die wissenschaftliche Behandlung der Theologie schnurstracks dem katholischen Glauben entgegen sei, und demonstriert auf mehreren Seiten die absurden Folgen einer solchen Behauptung; er sagt u. a.: „Döllinger wird die Geschichte eines so gewaltigen Um- und Aufschwungs schreiben, und wer nichts mehr zu tun hat, kann... ‚Stolz‘ darauf sein, nicht nur einen Kalender für die Zeit, sondern auch noch für die Ewigkeit schreiben zu dürfen.“

<sup>115</sup> Ehrentempel II 37.

Allzuoft muß er für ähnliche Vorschläge bei den Kollegen taube Ohren, bei den Vorgesetzten sogar energischen Widerstand gefunden haben. Man erwartete im Zeitalter der Synodalbewegung von solchen privaten Zirkeln eher Beunruhigendes als Erfreuliches. Aber was in Pastorkonferenzen und Kapitelsversammlungen abgelehnt wurde, brachte Herzog in unverbindlicher und anziehender Form abermals vor das Forum der Geistlichen; in seiner Seelsorgeerzählung „Der Idealist“ schildert er Organisation und Arbeitsplan einer solchen „Akademie“.<sup>116</sup>

Die neue Taktik hatte, wie im folgenden Kapitel gezeigt werden soll, nicht wenig Erfolg. Auch in den Erzählungen verfolgte Herzog das gleiche Ziel: die Stellungnahme zu den Fragen der praktischen Seelsorge und des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Wie seinem großen Lehrer Johann Baptist Hirscher war ihm ja nicht Dogmatik und Kirchengeschichte das Hauptanliegen, sondern „in dem großen Haushalt der katholischen Kirche der innere An- und Ausbau, die Heiligung der Herzen und des Lebens von innen heraus.“<sup>117</sup>

---

<sup>116</sup> Idealist 139 ff.: 12. Kapitel „Die Akademie“.

<sup>117</sup> Aus einem Brief Hirschers an Friedrich Hurter (24. Sept. 1844) abgedr. in: Schiel, Hubert Fr., Johann Baptist v. Hirscher. 99.



## **BEIM VERLAG JOSEF VON MATT - STANS**

Nachfolger von Hans von Matt

sind zu beziehen

### **Geschichtsfreund**

Band 49, 51—71, pro Band Fr. 7.—

Band 75, 77, 79—97, pro Band Fr. 8.—

---

### **Denkschrift**

an den

**II. Schweizer. Historischen Kongress**

in Luzern, 25. bis 27. Juni 1921.

Vornehme Ausstattung auf gutem Papier mit 16 Tafeln.

**Ermässigtter Preis: Fr. 4.—, (statt früher 8.—)**

#### **Aus dem Inhalt:**

Weber, Die Schrattenfluh; Scherer, Die Anfänge der Bodenforschung im Kt. Luzern; Haas, Die Goldmünzen des Kantons Luzern; Fischer, Der Bundesbrief von 1491; Guyer, Bürglen und Seedorf; Meyer-Rahn, Ein Luzerner Bürgerhaus aus dem 16. Jahrhundert; Durrer, Das Frauenkloster Engelberg als Pflanzstätte der Mystik, usw.

---

### **Festschrift Dr. Robert Durrer**

**32 Aufsätze aus Geschichte und Kunst, mit einem Porträt,  
12 Abbildungen und 39 Tafeln, auf gutem Papier.**

**Preis: Fr. 24.—**

Aus Anlass der Vollendung seines 60. Geburtsjahres (3. März 1927) haben Fachgenossen und Freunde dem ausgezeichneten nidwaldnerischen Staatsarchivar, Herrn Dr. Robert Durrer, die vorliegende Festschrift gewidmet. Der stattliche Band enthält auf 600 Seiten 32 Arbeiten aus dem Gebiete der Archäologie, Geschichte, Rechts- und Kulturgeschichte, Waffenkunde, Heraldik, Kunstgeschichte, von bleibendem Werte. Dem innern Gehalte entspricht die äussere Ausstattung: Abbildungen, Pläne, Genealogien und nicht weniger als 39 Tafeln vervollständigen das gedruckte Wort. Dem Buche ist das wohlgetroffene Porträt des Jubilars vorangestellt. — Durch den Tod Dr. Robert Durrers gewinnt diese Festschrift neuerdings grosses Interesse.

---

### **Das Antiquariat JOSEF von MATT, STANS**

kauft ganze

### **Bibliotheken**

und einzelne wertvolle Werke aus der schweizerischen Literatur. —

Verlangen Sie meine Kataloge. Ich versende sie kostenlos

**Grosses Bücherlager**